

Ulrich Harbecke
Der gottlose Pfarrer

Ulrich Harbecke

Der gottlose Pfarrer

Roman

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.grupello.de

Überarbeitete Neuausgabe

1. Auflage März 2005

© by Grupello Verlag

Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf

Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83

Druck: Müller-Satz, Grevenbroich

Lektorat: Sascha Kirchner

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-036-1

Pfarrer Wilhelm Hausner

hatte gut geschlafen. Um möglichen Spekulationen vorzubeugen, ist es wichtig, gleich zu Anfang darauf hinzuweisen. Die Anstrengungen der Karwoche mit ihren vielfältigen liturgischen Verpflichtungen hatten ihn nicht übermäßig belastet. Das Leiden und Sterben des Jesus von Nazareth, das die Kirche Jahr für Jahr in herben Texten und schmucklosen Handlungen nachvollzog, gehörte ganz selbstverständlich zum Rhythmus des Jahreskreises. Vielleicht hatte er ein wenig deutlicher als in früheren Jahren das Skandalöse und Spielverderberische dieses Tuns empfunden – inmitten einer Welt, die sich beim närrischen Tanz um die Schaufensterauslagen, Schlagerstars und Versicherungspolicen nicht stören ließ.

Auch das Fasten hatte ihn nicht überfordert. Seit siebenundzwanzig Jahren sorgte er sich um die ihm anvertrauten Seelen von St. Kilian. Und da er zu leben verstand und den Gaumenfreuden nicht abgeneigt war, die Gottes Schöpfung für ihn bereithielt, waren die Wochen der Fastenzeit eine Gelegenheit, den Winterspeck abzuschmelzen und auf dem Hosengürtel ein oder zwei Löcher zurückzugewinnen. Nebenbei fand er es richtig, wenigstens gelegentlich einen Mangel zu spüren, der den allermeisten Erdenbewohnern ganzjährig geläufig war.

All dies lag im Normalbereich. Es hatte nichts mit mystischer Versenkung in die Leidensgeheimnisse des Nazareners zu tun und schon gar nichts mit der Askese-Akrobatik eines um Wahrheit und Freiheit ringenden Mönchs. Ohne Wenn und Aber: Pfarrer Wilhelm Hausner erfreute sich bester Gesundheit, eines klaren Verstandes und weltöffener Sinne.

Das Städtchen hatte sich ein mittelalterliches Gepräge bewahrt, war stolz auf zwei schöne gotische Stadttore und einen Marktplatz, den freundliche Giebelhäuser umstanden. Reisende bewunderten die romantisch zerfallene Ruine der Landesburg. Das Vereinsleben florierte, die zugezogenen Besitzbürger hatten die etwas dumpferen Ureinwohner zahlenmäßig überflügelt, und es fehlte nicht an Genies des Mittelmaßes, mit denen es sich gut und gerne leben ließ.

So begann auch dieser Ostersonntag wie jeder andere. Kaplan Leske hatte die Frühmesse übernommen und würde anschließend im Nachbarort die Auferstehung des Herrn verkünden. Der allgemeine Priestermangel zwang dazu, mehrere Gemeinden gleichzeitig zu betreuen. Leske war dienstefrig und Frühaufsteher. Man mußte ihn nicht überreden. Auch an Tagen ohne Morgenmesse rauschte pünktlich um sechs die Dusche, oder es trieb ihn im Joggingdress in den nahegelegenen Schloßpark.

Hausner hatte es da schwerer. Er schlief so tief und gut, daß es ihn immer einige Mühe kostete, sich aus dem warmen Kokon der Nacht zu befreien. Ob die Glocken schon geläutet hatten? Die Schaltuhr in der Sakristei war zuverlässig, aber vielleicht konnte doch einmal ein kleines Wunder geschehen, das den Schlaf der Anwohner verlängern würde. Woher nahm die Kirche das Recht, für eine abnehmende Minderheit mit großem Geläut auf ihre Termine aufmerksam zu machen?

Vermutlich hatte ihn die Sonne geweckt. Sie stach durch die Gardine des Schlafzimmers und malte, bewegt von einem spielerischen Frühlingwind, Lichtertrauben auf die Tapete. Er lag eine Weile still und lauschte den Stimmen des Gartens und der Stadt. Sie klangen anders als an den Festtagen niederer Ordnung, aber sie klangen wie an jedem normalen Ostersonntag. Es gab keinerlei Anzeichen, daß etwas Ungewöhnliches geschehen könnte.

Wie jedermann weiß, werfen markante Ereignisse ihre Schatten voraus. Man entdeckt es allerdings erst im Nach-

hinein und ist somit wahrscheinlich nur das Opfer einer optischen Täuschung. Ereignisse werfen ihre Schatten zurück. Das ist alles.

Der Pfarrer lauschte dem Stimmengewirr der Vögel. Gestern abend war eine »katholische Amsel« darunter gewesen. In reinen Intervallen hatte sie den Anfang des »Salve Regina« gesungen. Agnes, seine Schwester und Haushälterin, hatte es auch gehört und war aus der Küche herbeigelaufen.

Kaplan Leske blieb nüchtern. Gerade hatte er mit guten Argumenten auseinandergesetzt, daß die Kirche ihren Mitgliederschwund nur noch durch eine professionelle Werbekampagne bremsen könne.

»Kein Grund für Gedichte«, meinte er. »Wenn Amseln oder Nachtigallen singen, bedeutet es nichts anderes als ›Haut ab! Dies ist mein Revier! Kommt mir nicht zu nahe!‹ – Vögel sind eben auch Menschen.«

»Immerhin«, hatte Hausner geantwortet, »sie tun es wenigstens mit Singen!«

Der kleine Schlagabtausch ging ihm jetzt wieder durch den Sinn, nun aber mit einem Anflug von guter Laune. »Sie tun es mit Singen.« – Kein übler Gedanke für eine Predigt.

Ach Gott, die Predigt!

Er war im Rückstand. Nach der nächtlichen Liturgie mit anschließendem Agape-Mahl im Pfarrsaal war er zu müde gewesen, um auch nur ein Konzept zu Papier zu bringen. Andererseits gehörte er nicht zu den Geistlichen, die ein Leben lang panische Angst vor der freien Rede haben. Er konnte sich auf spontane Einfälle verlassen und wunderte sich, daß es andere nicht konnten. Man mußte doch nur die Gesichter der Leute betrachten. Sie verwandelten sich zwanglos in Geschichten, in Fragen oder Antworten, die zu den Episoden des Evangeliums in Beziehung traten.

Immerhin stand er jetzt auf und ging ins Badezimmer. Der Spiegel zeigte ihm ein übernächtiges Gesicht, wie es vermutlich unzählige »Ebenbilder Gottes« zu dieser Stunde

hatten. Er rasierte sich naß und verdünnte den Rest seiner Müdigkeit mit ein paar Händen voll Wasser. Der Mangel an Haupthaar war nicht mehr zu verheimlichen. Er verteilte ihn sorgsam über die kahle Fläche seines Kopfes. Eitelkeit? Jeden Morgen führte dies zu einer kleinen Gewissenserforschung. Aber hatte nicht jeder Mensch die Pflicht, mit den schwindenden Ressourcen der Natur gewissenhaft hauszuhalten? Er erteilte sich die Absolution.

Agnes erwartete ihn schon. Sie wünschten sich ein gesegnetes Osterfest, routiniert, aber nicht ohne Herzlichkeit.

Der Frühstückstisch war blitzsauber hergerichtet und reich gedeckt. Auch je ein farbiges Ei zierte beide Plätze. Sie konkurrierten mit dem Blumenstrauß, den Agnes frisch im Garten geschnitten hatte. Das Weißbrot war weiß, der Honig golden und süß und der Kaffee wie üblich eine Spur zu steif. Sie aßen in behaglichem Schweigen.

Schließlich sah Agnes auf die Uhr.

»Es ist Zeit«, sagte sie und duldete keinen Widerspruch.

Die Kirche

war gut besetzt. Einige Leute standen sogar an den Wänden. Die Sonne flutete in breiten Streifen durch die farbigen Fenster.

Nachdem die Orgel das festliche Geschehen mit angemessenem Getöse eingeleitet und die Gemeinde das uralte »Christ ist erstanden« gesungen hatte, nachdem Hausner sie alle begrüßt und die ganze Schöpfung dabei mit einbezogen hatte, intonierten die Männerstimmen des Kirchenchores den lateinischen Introitus »Resurrexit ...« Ein- bis zweimal im Jahr wagte man sich an ein Stückchen gregorianischen Chorals, rang tapfer mit den verschlungenen Melismen der alten Melodien und konfrontierte die Gemeinde ohne Narokose mit lateinischen Texten.

Anschließend gedachte Hausner der kleinen und großen Schwachheiten, forderte auf zu Buße und Besserung. Während sich nun alle erleichtert niederließen, als sei das Schlimmste schon überstanden, begannen Chor und Orchester das Kyrie der Kilian-Messe. Das Werk hatte ein musikbegabtes Mitglied der Gemeinde vor Jahren in Töne gesetzt, und es gehörte seitdem zum Festtagsrepertoire des Chores. Kantor Theo Bilkhase sorgte für präzise Einsätze und dynamischen Schwung, vor allem beim folgenden Gloria.

Nun begab sich Frau Glöckner ans Pult und begann mit der Lesung. »Brüder, schafft den alten Sauerteig hinaus und werdet ein neuer Teig ...« Die Leute sahen ihr milde zu. Das Rätsel, welches ihrer zahllosen Hütchen sie heute tragen würde, war gelöst. Es handelte sich um das rundliche mit der aufgeworfenen Krempe und dem bunten Blumenstrauß an der Seite. »Darum laßt uns Festmahl halten, nicht mit

dem alten Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit, sondern mit dem ungesäuerten Brot der Lauterkeit und Wahrheit.«

Hausner ließ unauffällig den Blick schweifen. Alles war so, wie es sich gehörte. Die Leute fühlten sich wohl. Das angenehme Frühstück daheim, die nicht zu frühe Morgenstunde, das gewohnte Ritual und die sanften Klänge der Musik gehörten für sie von Kindesbeinen an zusammen. Aus alledem hob sich die ihnen vertraute Gestalt des Ostermorgens. Sie glich allerdings mehr einem jener frommen Andachtsbildchen, die zuweilen wie gepreßte und vergilbte Blumen aus alten Gebetbüchern fallen. Sie hatte nichts zu schaffen mit der grausigen Härte des zu Tode geschundenen Herrn und dem gespenstischen Skandal seiner Auferstehung. Es war auch kaum der frohe Glaube, daß der Tod überwunden sei, und es – bei allem Elend – mit der Welt letztlich doch zum besten stünde.

Die Männerschola sang das lateinische Graduale und die anschließende Sequenz »Victimae paschali laudes ...«

Hausner schloß die Augen und lauschte. Das war nicht der abgerundete Klang der Benediktiner von Solesmes, den er als Student auf einer Frankreichreise gehört hatte. Aber sie gaben sich Mühe. Jemand hatte einmal gesagt, das Gegenteil von Kunst sei es, das Beste gewollt zu haben. – Von Kunst, nicht von Moral. Hier handelte es sich eher um Moral. Immerhin, die herben Intervalle des einsilbigen Gesangs reinigten die Atmosphäre vom Duft der Hefekränze und Schokoladeneier.

Hausner sah auf seine Hände. Der »frohe Glaube« war längst verblaßt. Auch die Oberen der Kirche ließen nicht viel davon spüren. Wer ihn überhaupt noch öffentlich bekannte, tat es aus alter Gewohnheit. Ein geringer Einwurf genügte, und er gab sich mit einem verständnisvollen Lächeln geschlagen.

Der Gesang erlosch. Es war Zeit für das Evangelium. Er erhob sich. Zwei Meßdienerinnen begleiteten ihn mit ihren großen Kerzen zum Ambo. Die Gemeinde erhob sich.

Er las die merkwürdige Geschichte der drei Frauen, die am Morgen des Paschafestes zum Grabe gingen und es geöffnet fanden. Er las von ihrem Erstaunen, das an Entsetzen grenzte. »Fürchtet euch nicht. Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden und nicht mehr hier.« – Er beschrieb mit den Worten des Evangelisten das rätselhafte Ereignis, das der Weltgeschichte eine neue Richtung gab. Und dann schlug er das Buch wieder zu. Niemand war blaß geworden. Niemand schrie oder jubelte. Die Gemeinde ließ sich in die Bänke fallen, bereit, mit demselben Gleichmut seine Predigt entgegenzunehmen.

Er hatte keine Predigt. Er war nicht dazu gekommen, eine vorzubereiten. Er mußte aus dem Stegreif zu ihnen sprechen, jedem Gedanken folgen, blitzschnell prüfen, was er enthielt, wie gut er sich ans Vorige knüpfte und welchen Vorteil er für das Folgende bot. – Später würde er sich fragen, ob vielleicht alles anders gekommen wäre, wenn er seine Predigt vorbereitet hätte. Ein Konzept, ein Manuskript oder wenigstens eine Stichwortkette waren wie das Seil des Bergsteigers. Man wußte, wo man ging und wohin man wollte. Die freie Rede dagegen wich vom rechten Wege ab. Sie machte durchlässig für das Unvorhersehbare.

»Liebe Schwestern und Brüder«, begann er, »die Tage haben verschiedene Namen. Die Nacht hat nur einen. Jedes Jahr gibt es einen neuen Frühling und ein neues Osterfest, aber die Botschaft dieses Tages bleibt immer die gleiche: Christus ist auferstanden. Das Grab ist leer. Die Geschichte der Jahrhunderte, die wechselnden Völker, das Auf und Ab der Schicksale, welche unendliche Vielfalt der Namen und Gesichter! Die Nacht der Auferstehung hat nur einen Namen. Sie bedarf keiner Erklärung. Sie erklärt sich nur durch sich selbst. Sie ist von Anfang an und bleibt bis zum Ende das ungeheure Rätsel. Und mit diesem Rätsel – so behauptet es die Bibel – stehen wir und fallen. An ihm scheiden sich die Geister. Vor ihm – heißt es – teilt sich die erlöste und die unerlöste Welt. Eine offene Frage, ein Rätsel: Das ist die

ganze Erklärung, die das Christentum zu bieten hat. – Liebe Schwestern und Brüder, ich kann dieses Rätsel nicht lösen, ich kann die offene Frage nicht ...«

Und hier genau geschah es. Seine Rede stockte, mitten im Fluß der Gedanken, mitten im Satz, den er gerade sprach. Sie brach einfach ab wie ein gerissenes Tonband, und Stille breitete sich aus wie ein Ölfleck auf dem Wasser. Unwillkürlich strich er sich über die Augen, was später fälschlicherweise als körperliches Unbehagen gedeutet wurde, aber für ihn war es eine Geste des Erstaunens über eine Tatsache, die völlig klar vor seinem inneren Auge stand: Pfarrer Hausner hatte seinen Glauben verloren. In diesem Moment, ohne den Hauch einer Vorwarnung und – wie er deutlich spürte – so gültig und so endgültig, wie ein Mensch überhaupt etwas erleben kann. Von einer Sekunde zur anderen entleerte sich alles, was ihn umgab: die geschnitzten und gemalten Bilder des Altars waren plötzlich nur noch geschnitzte und gemalte Bilder. Das rote Evangelienbuch mit metallenen Bügeln und Goldschnitt war nur noch ein aufwendig gestaltetes Buch. Die Botschaft, die er eben noch verkündet hatte, die Lieder, die gesungen, die Texte, die gesprochen worden waren – alles leer. Töne, Worte, Grammatik. Sie traten zur Seite wie eine Wand aus Papier, öffneten sich wie ein Vorhang aus altem Stoff, und dahinter war nichts. Die Bühne war leer. Ganz klar stand es vor ihm: Der christliche Glaube, die Lehre der Kirche und darüber hinaus alles, was Menschen jemals über den Rand ihrer Zeit und ihres Raumes hinaus gehofft, gedacht und gewollt hatten, waren Irrlichter ihrer Fantasie, biochemische Gewitter in Hirnzellen, waren magische Erklärungsformeln für das jeweils noch nicht Begriffene. – Gott war nicht tot, denn er hatte nie gelebt. Er hatte nie existiert. Ganz klar stand es vor ihm. Alles, was er bisher gedacht, studiert und als Pfarrer getan hatte, war gut gemeint und hatte Geltung gehabt innerhalb der Wände seines Nichtwissens, aber diese Wände stürzten ein, in diesem Moment, und alles verflüch-

tigte sich wie ein Nebel, wie ein Duft, der zweitausend Jahre lang in seiner Phiole gefangen und verschlossen und dessen Siegel nun geöffnet war.

Er wußte, daß andere ähnliches erlebt hatten, aber dann im Laufe eines jahrelangen Gewöhnungsprozesses, als allmähliches Ausdünnen ihrer Überzeugungen und als Austrocknen ihrer Traditionen, als leichtsinniges Nicht-mehr-wahrhaben-wollen oder als qualvolle Ablösung von der früheren Existenz. Ihm geschah es plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, jäh und unbezwingbar.

Andere waren so plötzlich zum Glauben gekommen. Eine Vision, ein Licht, eine Stimme, ein Erlebnis, eine Begegnung hatte sie erschüttert. Aus Verfolgern wurden Verehrer, aus Spöttern und Zweiflern wurden glühende Verteidiger. Bis in die Gegenwart hinein bezeugten Menschen, daß es sie von einem Moment zum andern erleuchtet hatte.

Bei ihm war es umgekehrt. Die ganze Welt seiner Erziehung, seines Studiums, seines Lebens und Wirkens als Kaplan und als Pfarrer fiel in sich zusammen, implodierte, erlosch spurlos, als sei sie mit ihrer Anti-Welt in Berührung gekommen.

Die Gemeinde war wie erstarrt. Die Stille lag wie ein klarer Gletscher zwischen den Anwesenden: Sie erschienen Hausner wie ein einziger, bewegungsloser Körper. Noch einmal vergingen endlose Sekunden. Dann räusperte sich der Pfarrer, holte tief Luft und sagte mit erstaunlich fester Stimme: »Meine Damen und Herren ...« Er sagte nicht »Schwestern und Brüder«. »Mir ist gerade etwas Merkwürdiges widerfahren, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Seit siebenundzwanzig Jahren bin ich Pfarrer dieser Gemeinde, und ich habe Sie nie belogen. Ich werde es auch jetzt nicht tun, aber ich muß Ihnen eine Mitteilung von großer Bedeutung machen: Ich habe in diesem Moment meinen Glauben verloren. Ich weiß nicht warum und weiß nicht wie, aber es ist geschehen. Ich bitte Sie um Verständnis, aber ich kann diesen Gottesdienst nicht fortsetzen und

werde ihn hiermit beenden. Ich habe keine Ahnung, welche Schritte nun nötig sind, aber ich werde Sie über alles weitere informieren. Inzwischen bitte ich Sie, sich in Dingen der Seelsorge an den Kaplan zu halten. Natürlich werde ich unseren Bischof um Entlassung bitten, damit er bald für Ersatz sorgen kann und Sie wieder die geordneten Verhältnisse bekommen, die Ihnen zustehen.«

Einen Moment blieb er unschlüssig stehen, so als hätte er selbst kein Wort seiner Rede begriffen und als müßte ihm nun jemand sagen, daß sie zu Ende wäre und wie er sie gemeint hätte. Die Stille wurde noch hörbarer. Sie lastete jetzt spürbar auf den Ohren. Sogar die Kinder spürten, daß sich etwas ganz Unerwartetes ereignet hatte.

»Also dann ...« sagte Hausner, verneigte sich leicht und ungeschickt und ging mit steifen Schritten zur Sakristei, ohne – wie sonst üblich – vor dem Altar innezuhalten und das Allerheiligste durch eine Kniebeuge zu ehren.

Die Gemeinde blieb ratlos zurück. Aber sie war nicht mehr starr vor Schreck. Sie zerfiel jetzt schnell in einzelne Schnaufer, Atemzüge, unterdrücktes Kichern. Sie stand unschlüssig, löste sich auf.

»Was war denn das?« fragte Frau Soestmeyer ihren Mann. Der hatte keine Ahnung und zuckte nervös mit einem Augenlid. Lehrer Freundlich von der Nordschule hatte als erster eine Idee. »Wahrscheinlich ein pädagogischer Impuls«, dachte er. »Wir sollen emphatisch spüren, daß wir einen Pfarrer brauchen. Raffiniert, ganz schön raffiniert.« Er suchte den Blick von Frau Altenhöfe, Lehrerin an der Südschule. Sie mußte es doch auch begriffen haben. »Jede Wette, daß der gleich zurückkommen wird. Seht ihr, so ist das, wenn's keine Priester mehr gibt. Dann ist Ostern nur noch die Hälfte wert. – Ein mickriges Lernziel, aber man wird ja bescheiden.«

Dem Kirchenchor, der die Predigt im allgemeinen dazu benutzte, hinter dem Sichtschutz der Balustrade tuschelnd Neuigkeiten auszutauschen, hatte es Ton und Stimme ver-

schlagen. Organist Bilkhase geriet völlig aus dem Takt. Er starrte mit leerem Blick auf den Ablaufzettel, den er sich vor der Messe in der Sakristei geholt hatte. Was hier geschah, war nicht geplant. Hilfesuchend sah er sich um. War ein Zwischenspiel angebracht, oder sollte der Chor schon mal das Credo singen? Ein Geräusch ließ ihn herumfahren.

Drei, vier Frauen knieten sich in die Bänke, nestelten ihren Rosenkranz aus der Handtasche und begannen halblaut zu murmeln. Sie waren nicht sicher, ob es nützen würde, aber es konnte auch nicht schaden. In der Kirche geschahen seit dem Konzil immer wieder so merkwürdige Dinge. Da mußte man in christlicher Demut abwarten, daß es vorüberging.

Die Meßdiener wußten auch nicht recht, was jetzt ihres Amtes war. Sie zupften nervös an ihren Rochetts oder blickten grinsend in die Runde. Die meisten Anwesenden runzelten fragend die Stirn oder stiegen unschlüssig von einem Fuß auf den anderen. Niemand konnte sich erinnern, dergleichen schon erlebt oder davon gehört zu haben, und nicht wenige weigerten sich überhaupt, ihren Sinnen zu trauen und voreilige Schlüsse zu ziehen.

Der alte Hack hielt es als erster nicht mehr aus. Er schnarrte ein »Gottverdammich«, griff nach seinem Spazierstock und schob sich polternd aus der Bank. Und jetzt wollten es alle: Hinaus! Sie brauchten Luft und Licht. Der Kirchenraum, in dem sie sich oft genug verloren fühlten, war ihnen plötzlich zu eng geworden.

Die Leute

hatten keinen Blick mehr für die Ostersonne, die unschuldig auf Gute und Böse herniederschien. Der Platz zwischen Kirche und Pfarrzentrum war bald mit kleinen und großen Gruppen gefüllt. Sie standen zunächst stumm und erschüttert da, begannen dann aber, mit wachsender Lautstärke aufeinander einzureden.

Der Skandal war perfekt. Man war ja von der Kirche allenthalben gewöhnt. Längst war sie nicht mehr der sichere Fels in der Brandung, an dem man sich in jeder Lebenslage festhalten oder wenigstens reiben konnte. Und sie war auch nicht mehr die geheimnisvolle Unbekannte, deren Schleier man nur bei Strafe der Hölle lüftete. Das Konzil, die liturgischen Experimente der letzten Jahre, neuartige Gremien und heftige theologische Kontroversen hatten die feste Außenhaut der »Braut Christi« durchlöchert. überall gab es Spannungen und Risse. Das war für die einen Hoffnung und Triumph, für die anderen Gelegenheit zu ängstlicher Sorge und für den Rest mindestens ein abwechslungsreiches Schauspiel. Aber dies! Dies war untragbar. So durfte sich ein Geistlicher nicht gehen lassen. Glaubenszweifel, na schön, davor war keiner sicher. Sowaß passierte gelegentlich, aber bitteschön, es waren peinliche Vorkommnisse, unreine Ausscheidungen und auf jeden Fall innere Angelegenheiten, bei denen man sich jede Einmischung verbat. – Und nun der moralische Zusammenbruch des Pfarrers, in aller Öffentlichkeit? Von der Kanzel, die doch wahrlich anderen Zwecken diente? Im Hochamt des Ostersonntags? Unmöglich!

»Soweit ist es gekommen!« rief Frau Voss. Sie wußte immer und sagte es bei jeder Gelegenheit, wie weit es schon gekommen war.

Ihr Mann pflichtete vorsichtshalber bei. »Wer hätte das gedacht! – Nicht einmal auf den Pfarrer kann man sich noch verlassen.«

»Der eigene Pfarrer!« unterstrich Frau Turferth.

»Na ja«, warf Herr Winger ein, »vielleicht klärt sich noch alles auf. Vielleicht ist das nur eine – wie soll ich sagen – eine geistliche Unpäßlichkeit. Man ist ja auch nicht immer auf der Höhe.«

»Eine Unpäßlichkeit? – Ich bitte Sie, ein Pfarrer sollte sich beherrschen können. Das ist mehr als eine Laune oder Glaubensmigräne.«

Einige lachten und beschlossen, sich den Begriff zu merken.

»Wenn Sie mich fragen« – Herr Pelzer senkte die Stimme und blickte sich vorsichtig um – »ich glaube nicht, daß wir schon die ganze Wahrheit wissen. Das ist nur die Spitze des Eisbergs. Da stecken noch ganz andere Sachen hinter.«

»Sachen?« Frau Krippendorf lachte höhnisch auf. »Ich sage nur *cherchez la femme*.«

Die meisten warteten ab, bis die übrigen zu schmunzeln begannen. Natürlich. Das war eine plausible Erklärung. Darauf hätten sie eigentlich eher kommen können.

»Aber wer?«

Zehn, fünfzehn Augenpaare schwärmten aus, um die anwesenden Damen unter die Lupe zu nehmen.

»Ach Quatsch«, meinte Herr Sürth, »wenn eine Frau dahintersteckt, wird sie jetzt gewiß nicht hier herumstehen. So harmlos könnte keine tun, die sowas auf dem Gewissen hätte.«

»Haben Sie eine Ahnung!« rief Herr Gatzweiler, der offenbar eine Ahnung hatte, wie harmlos verruchte Frauen tun können.

»Und die Kinder!« jammerte Frau Pirsch, »der Schaden ist nicht wieder gutzumachen. Da bemüht man sich, ihnen den Glauben und die Treue zur Kirche beizubringen ...«

»Und das ist schwer genug ...« ergänzte Frau Dumeyer, »äh, in der heutigen Zeit, meine ich ...«

»... allerdings! Und da fällt einem ausgerechnet der Pfarrer in den Rücken. Ich sage es Ihnen, der Schaden ist nicht wieder gutzumachen.«

Die geschädigten Kinder hatten sich längst entschieden, die Sache von ihrer angenehmen Seite zu nehmen. Für sie war es ein Osterhochamt, das erfreulich früh zu Ende gegangen war. Und solange die Erwachsenen noch irgendwas zu bereden hatten, konnte man in den Winkeln des Pfarrzentrums herrlich toben und spielen.

Auch die wenigen Jugendlichen, die es oder die man in das Hochamt getrieben hatte, schienen innerlich nicht sehr aufgewühlt. Sie fanden das »Outing« von »Blacky Hausner« eigentlich ganz cool. Soll der doch 'ne Fliege machen, wenn er's endlich begreift und keinen Bock mehr hat. Wozu die ganze Bambule? Aber die Grufties rafften mal wieder nix. Und überhaupt, war doch endlich mal was los in dem scheintoten Kaff.

Für die Alten hatte man inzwischen eine Bank aus dem Pfarrsaal geholt. Sie saßen da und schüttelten stumm die Köpfe. So weit man zurückdenken konnte, war dergleichen nicht geschehen, und es galt ihnen als Vorbote schlimmer Ereignisse. – Drei Mitglieder des Kirchenvorstands hatten sich in die Pfarrbücherei zurückgezogen und improvisierten eine Krisensitzung. Sie machten sich ernstlich Sorgen um den guten Ruf der Gemeinde.

»Ein solcher Skandal«, meinte Herr Winter, »ist doch Wasser auf die Mühlen der Kirchengegner. Der Schaden ist nicht zu reparieren.«

»Richtig. Wir müssen sofort die Konten sperren.« Rendant Zipp hatte nur den letzten Teil gehört und dachte an verbrecherischen Bankrott. Er hatte beruflich mit derlei Dingen zu tun und stellte sich nun einen Pfarrer vor, der die Ersparnisse der Kilian-Gemeinde auf ein Schweizer Nummernkonto verschob.

»Ich meine das eher ideell«, erläuterte Herr Winter. »Es gibt starke Kräfte in der Gesellschaft, die für jeden Anlaß dankbar sind, die Kirche in Mißkredit zu bringen.«

»Richtig«, nickte der Rendant. »Wer wird uns noch Kredit geben, wenn wir so wenig Sicherheiten bieten können?«

»Sie verstehen mich nicht ganz. Ich meine den Verlust an geistlichem Gewicht und an Glaubwürdigkeit.«

»Ach so, ja, richtig. Eine verlustreiche Sache, das Ganze. Die Börse würde sehr nervös reagieren, wenn ...«

Herr Winter gab es auf. Dafür mischte sich Rektor Liesegang ein.

»Die Presse wird natürlich auch bald Wind bekommen, oder sehen Sie eine Möglichkeit, die Angelegenheit unter den Teppich zu ...« Er unterbrach sich selbst und deutete entsetzt nach draußen. Es war schon zu spät. Gerade bog Gaurich um die Ecke.

Gaurich bog immer um die Ecke, wenn es irgendwo kochte. Er versorgte die Lokalpresse mit Berichten. Dabei hatte er ein sicheres Gespür für die innere Dramatik und Brisanz der Ereignisse und so gar kein Gespür für die Persönlichkeitsrechte und schutzwürdigen Interessen der Beteiligten.

Resigniert ließen die drei Herren die Arme sinken. Nun konnte man nur noch zuschauen. Schon hatte Gaurich ein erstes Foto geschossen und mischte sich unauffällig unter die wild gestikulierenden Leute. Sie bemerkten ihn nicht. Im Gegenteil, die Erregung näherte sich ihrem Höhepunkt.

Plötzlich schlug sich Frau Veith vor die Stirn.

»O Gott, mein Braten!«

Das Stichwort zündete. Zahlreiche Frauen fuhren in alle Richtungen auseinander. Die Schreckensvision eines verkohlten Festtagsbratens stellte alles Vorige in den Schatten.

Gaurich war es zufrieden. Er hatte die nötigen Informationen beisammen.

Agnes

staunte nicht schlecht, als sie ihren Bruder so früh und plötzlich wieder vor sich sah. Ihm war es gelungen, während der Schreckminuten seiner Gemeinde die Kirche zu verlassen.

»Was ist los?« fragte sie konsterniert.

Hausner legte den Verkündigungskalender auf die Anrichte und versuchte, etwas Zeit zu gewinnen, indem er das faltig verschobene Spitzendeckchen ordnete.

»Es bedeutet nichts. Es ist ... Es ist geschehen, ganz einfach geschehen.«

»Was ist geschehen?«

»Ich habe meinen Glauben verloren.«

»Was hast du?«

Er machte eine Geste der Hilflosigkeit. Er begriff zum ersten Mal, daß es Menschen geben würde, denen er seinen Schritt nicht verständlich machen konnte.

»Es ist, wie ich sage: Ich habe meinen Glauben verloren. Aus. Es hat irgendwann begonnen, und es ist heute zu Ende gegangen.«

Sie rührte sich nicht vom Fleck und starrte ihn an wie eine monströse Erscheinung.

»Und die Leute? Und das Hochamt?«

»Es ist zu Ende. Die Leute sind noch da. Ich habe es ihnen gesagt und bin gegangen.«

Agnes tat ihm leid. Sie ging nicht unruhig auf und ab, sie rang nicht nach Fassung, sie stand einfach da, unbeweglich, als habe sie sich in einen Gegenstand verwandelt.

»Aber du wirst doch eine Erklärung haben«, sagte sie in einem Ton, der jede Erklärung von vornherein sinnlos machte.

»Nein. Ich habe keine Erklärung. Es war wie eine Tür, die ins Schloß fällt. Plötzlich ist alles anders. Und ich habe nichts dazu beigetragen. Es kam über mich. Es ist wie ein ... wie ein Wunder ... mit umgekehrten Vorzeichen sozusagen. Ich wußte nicht, daß so etwas geschehen kann. Aber nun ist es geschehen. Heute. Dort drüben. Das weiß ich, und mehr weiß ich nicht.«

»Ist dir klar, welchen Skandal du damit ...«

»Skandal oder nicht, ich habe es nicht provoziert, es ist mir nicht eingefallen, es ist geschehen, und es ist zunächst einmal mir geschehen, mir und niemandem sonst. – Die Leute werden es verkraften. Sie haben Schlimmeres erlebt.«

»Wilhelm!« Ihre Stimme klang nun vorwurfsvoll und bekam damit einen menschlicheren Zug. »So etwas gibt es nicht. Niemand kennt dich so genau wie ich. Du bist kein Spinner. Du bist einen geraden Weg gegangen. Ich habe dich begleitet, immer, mal aus der Nähe, mal aus der Ferne. Du bist ein vernünftiger Mensch. Du machst keine Sprünge, und niemand hat dich gedrängt oder gezwungen, Geistlicher zu werden. Es war von Anfang an deine eigene Entscheidung. Ich glaube nicht, daß sowas plötzlich, von einem Augenblick zum andern ... Das ist kein Hemd, das man einfach auszieht. – Was hast du dir dabei gedacht? Sag, daß es ein Scherz ist, ein schlechter Scherz.«

Er spürte das tiefe Entsetzen in ihrer Stimme. Er wußte, daß auch ihr Leben betroffen war. Er machte eine hilflose Armbewegung, einen ungewissen Schritt, er suchte nach einem Wort und wußte gleichzeitig, daß es dieses Wort nicht gab. Es gab Ereignisse, die in seiner und ihrer Sprache nicht vorgesehen waren.

»Es ist kein Scherz«, sagte er. »Und ich bin auch nicht verrückt. Es ist wie ein – wie ein religiöser Schlaganfall. Ja. Warum soll das unmöglich sein? Es gibt Menschen, die von einem Augenblick zum andern ihren Glauben finden. Bei mir ist es umgekehrt. Ich hab ihn verloren. Das ist alles. – Vielleicht werde ich bald darunter leiden. Im Augenblick spüre ich

nichts. Noch gestern hätte ich es nicht für möglich gehalten. Aber es ist möglich. Und es ist kein Grund zum Haarerufen.«

Er versuchte ein linkisches Lächeln.

»Und es ist wahrlich kein Grund, einen saftigen Osterbraten verbrennen zu lassen.«

Tatsächlich signalisierten die Küchendüfte akute Gefahr für das vorgesehene Festtagsessen. Agnes blickte ihn noch einmal lange und beschwörend an. Dann flüchtete sie sich in die Mechanik ihrer häuslichen Pflichten. Noch immer glaubte sie an einen Scherz, dessen Spielregeln ihr unbekannt waren. Vielleicht mußte sie nur abwarten, bis auch sie die Pointe begriff. Und ganz gleich, was hier vorgefallen war, ein kräftiges Essen war vielleicht geeignet, die Bodenhaftung wiederherzustellen.

Hausner ging zum Fenster und sah in den Garten. Die Sonne stand hoch und sorgte für ein festliches Lichter- und Schattenspiel. Drüben im Schloßpark hatten die Kastanien schon Blätter angesetzt. Davor duckten sich die schiefen Dächer einer Altstadtgasse. Links – wie ein Echo – standen die Giebel des Pfarrzentrums. Er selbst hatte den Bau vor fünfzehn Jahren durchgesetzt und die Pläne entworfen. Ein Dorf sollte es sein, ein kleines Ensemble von Räumen, Dächern, Winkeln mit Platz und Brunnen, und auch nicht ohne Kegelbahn und »Kilians-Kneipe« im Keller. Darüber erhob sich der Kirchturm, eine merkwürdig gestauchte Zwiebel, die nicht sonderlich deutlich in den Himmel wies, stattdessen hier zu wurzeln schien. Den Sockel bildete ein rotweißes Schmuckband, Hinweis auf die mittelalterliche Abhängigkeit vom Erzbischof. Der hatte gleich drüben eine mächtige Trutz- und Zwingburg errichtet, nachdem ihn die Patrizier aus ihrer Stadt verjagt hatten. Heute war das Signum einstiger Macht oder Ohnmacht nur noch eine romantisch verwilderte Ruine, in deren Türmen die Eulen über den Lauf der Dinge grübelten.

Dies alles würde er verlassen müssen. Zum erstenmal spürte er, daß das »Ereignis« auch Konsequenzen für sein materielles Dasein haben würde.

Nebenan klapperten Töpfe und Teller lauter als üblich, immer wieder unterbrochen von Momenten völliger Stille. Dann schien Agnes innezuhalten und die Wand anzustarren. Einmal kam sie kurz herein und stellte mit energischem Griff den Fernseher an. Hausner nickte. Das Bild zeigte den Petersplatz in Rom. Ein kleinmaschiger Teppich aus Gesichtern, winkenden Armen, Spruchbändern erwartete den Stellvertreter Christi und seinen Segen, der Rom und dem ganzen Erdkreis gelten sollte.

Hausner fragte sich, ob er höflicherweise hinausgehen solle, aber er fand keinen Grund dafür. Warum sollte er nicht hier stehen und zuschauen, wie jener weißgekleidete ältere Herr dort auf der Loggia des Petersdoms in vielen Sprachen die Menge begrüßte und ihr ein Gefühl seines Wohlwollens vermittelte. Er ließ sich in seinem Schaukelstuhl nieder und folgte der Handlung. – So also sahen es die Leute, die dem Papst und der Kirche indifferent gegenüberstanden, sei es, weil sie einer anderen Religion oder gar keiner anhängen. So mußten sie es empfinden, wenn sie durch Zufall und Unachtsamkeit in diese Sendung gerieten. Er wunderte sich, daß er weder Abwehr noch nostalgische Gefühle hatte. Es war allenfalls ein wenig absurd, hier zu sitzen, im schwarzen Anzug des katholischen Priesters, der eben noch das Fragment eines österlichen Hochamtes abgeliefert hatte, drei Jahrzehnte seelsorgerlichen Daseins überblicken konnte und keine Ahnung hatte, was ihm der nächste Moment, der nächste Tag, die nächsten Wochen und Monate bringen würden.

Die Kamera zeigte den weißen Mann aus der Nähe, denn das römisch-katholische Volksfest mündete nun in der geistlichen Handlung des Segens. Agnes erschien in der Küchentür und trocknete sich die Hände an der Schürze ab. Sie schwieg. Vielleicht dachte sie an die vielen Ostertage daheim, wo der päpstliche Segen zum ehernen Bestand des Morgens gehörte, zunächst nur über Radio, dann schwarzweiß im Fernseher und zuletzt in Farbe. Vielleicht hoffte sie

auch, daß ihr Bruder nun aufstehen werde, ihre Hände ergreifen und das Rätsel mit einem Satz erklären würde.

»... descendat super vos et maneat semper.«

Der Segen war gesprochen und ging spurlos um die Welt. Der Sprecher verabschiedete sich. Eurovisionshymne. Ein Kranz gelber Sterne auf blauem Grund. Agnes trug das Essen auf.

Wenig später erklangen Geräusche von der Eingangstür her. Kaplan Leske kam gut gelaunt herein. Bei den Herriger Bauern war alles glattgegangen.

»Oh, schon fertig?« fragte er, als er Hausner im Schaukelstuhl sitzen sah. »Dann war es eine kurze Predigt.«

»Ja«, sagte Hausner, »es war eine kurze Predigt.«

Leske setzte sich an den Tisch und blickte mißtrauisch von einem zum anderen. Irgendetwas war nicht in Ordnung. Vom Auto aus hatte er österlich gekleidete Kirchgänger gesehen, die sich fast zu prügeln schienen. Als sie ihn erkannten, hatten sie verlegen weggeblickt. Blitzschnell fragte er sich, ob er etwas angestellt hatte, war sich aber keiner Schuld bewußt. Agnes sprach das Tischgebet. Sie artikulierte klar und deutlich, daß unser Herr Jesus der Gast sein und die von ihm bescherten Speisen segnen möge. Leske blickte sie unter den Augenlidern an. Nur sein Unterbewußtsein nahm wahr, daß Pfarrer Hausner kein Kreuzzeichen machte.

»Na dann woll'n wir mal!« rief er, nahm den Suppenlöffel und tauchte ihn in die dampfende Terrine. Es war wie ein letzter Versuch, die Normalität wiederherzustellen. Der Versuch mißlang. Er ließ den Löffel, wo er war, und lehnte sich zurück.

»Was ist los?«

Nun nahm Hausner den Suppenlöffel, füllte sich auf – Bouillon mit Eierstich, Markklößchen und Spargelstückchen – und sagte im Tonfall einer eher beiläufigen Nachricht: »Ich habe meinen Glauben verloren.«

»Was hast du?«

»Ich habe meinen Glauben verloren!«

Kaplan Leske machte Augen wie ein Karpfen. Dann lachte er hell auf, bereit, das Spielchen mitzuspielen, um nicht hinterher der Dumme zu sein.

»Und wo hast du ihn verloren?«

»Beim Hochamt. Drüben, in der Kirche.«

»Na wunderbar! – Kein Problem. Wir gehen gleich hinüber und suchen ihn. – War es vor oder hinter dem Altar? Oder schon in der Sakristei? – Vielleicht hat ihn längst jemand gefunden und zum Fundbüro gebracht.« Er klatschte begeistert in die Hände. »Vorausgesetzt, es war ein ehrlicher Finder, der ihn nicht selbst behalten will. – Was meinst du, Agnes, wie hoch ist der Finderlohn, und wie zahlt man ihn aus?«

Er bekam einen so heftigen Lachanfall, daß ein Husten daraus wurde.

Hausner löffelte ruhig seine Suppe und sah dem jungen Konfrater zu. Agnes hatte noch gar nicht angefangen. Sie hielt die Hände verschränkt. Die Knöchel traten weiß hervor.

Auf Gaurich war Verlaß ...

und auch die Leser des *Express* hatten feste Gewohnheiten. Morgen für Morgen erwarben sie die dem informierten Zeitgenossen nötigen Kenntnisse durch ein Exemplar des Blattes, das mit großen Schlagzeilen und kessen Bildern, mit der Weltlage, Sportergebnissen und anrührenden Schicksalen aufwartete. Das Dessert bot die »Bunte Seite«, die allerdings auch nicht bunter war als alle anderen. Am heutigen Dienstag war dort von einem Lottokönig die Rede, der seinen Gewinn in einer einzigen Nacht durchgebracht hatte. Ein schamloser Fotograf hatte dem Topmodel Marina beim Sonnenbaden aufgelauert und ein gut belichtetes Foto geschossen. Der Artikel beklagte die Frechheit solcher Paparazzi, die jeglichen Respekt vor der Intimsphäre anderer missen ließen. Um der journalistischen Sorgfaltspflicht willen war das inkriminierte Foto in voller Tiefenschärfe abgedruckt. In Würzburg gab es seit gestern einen Übungsfriedhof für Leichenbestatter, und am englischen Königshof machte man sich ernstlich Sorgen um die bürgerlichen Neigungen des Kronprinzen. Und rechts unten fand auch das Ereignis von St. Kilian seine angemessene Würdigung: »Skandal beim Hochamt«. Man erfuhr, daß Pfarrer Wilhelm Hausner – bis dahin unbescholtener Seelsorger von St. Kilian – während der Osterpredigt einer plötzlichen Eingebung folgend »die Brocken hingeworfen« und »das Weite gesucht« habe. »Erschütternde Szenen« hätten sich in der Kirche und auf dem Vorplatz abgespielt. über die Hintergründe könne man nur spekulieren, aber man dürfe sich auf einige Überraschungen gefaßt machen, denn »bei Gott sei offenbar kein Ding mehr unmöglich«. Ein Foto zeigte wild

gestikulierende Gottesdienstbesucher, die dem apokalyptischen Ereignis schutzlos ausgeliefert schienen.

Bis neun Uhr war die Geschichte bereits in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Einige Leser überzeugten sich mit einem Blick auf den Kalender, daß es sich nicht um einen Aprilscherz handelte. Andere schüttelten nur den Kopf, und das konnte mancherlei bedeuten. Die meisten fanden es allerdings weitaus wunderlicher, daß erwachsene Menschen immer noch am Ostermorgen in die Kirche gingen, als daß ein Pfarrer dieselbe vorzeitig verließ.

Gegen zehn Uhr schrillte bei Justus Beierlein das Telefon. Beierlein war Pressesprecher des Kardinals und hatte die undankbare Aufgabe, für alles verantwortlich zu sein, was die Öffentlichkeit dem Oberhirten übelnahm.

Ob er den Bericht gelesen habe, fragte ihn ein Reporter des Generalanzeigers.

»Ja, sicher!« log Beierlein und machte seiner Sekretärin wilde Zeichen, den *Express* zu bringen.

Wer denn dieser Pfarrer sei und was man von der Sache zu halten habe? Beierlein kannte weder den Pfarrer, noch wußte er, was er davon halten sollte. Er dehnte seine Antwort ins Ungefähre und empfahl, sich doch bitteschön an die Quelle selbst zu wenden. Im übrigen sei er überzeugt, daß sich das Ganze als ein etwas zu dünn gekochtes Osterei entpuppen werde.

»Wahrscheinlich hat der Mensch während seiner Predigt einmal geniest, und der *Express* hat davon Wind bekommen. Und wenn der *Express* Wind erntet, wird er Sturm säen.«

Er lachte über den gelungenen Aphorismus und fühlte sich fürs erste gerettet. Pflichtschuldigt nahm er die Schere, schnitt den Artikel aus und legte ihn in die Pressemappe.

Wenig später lag diese auf dem Schreibtisch des Kardinals, und nachdem Malte Faßbinder, sein persönlicher Referent, die wichtigsten Meldungen der kirchlichen Nachrichtendienste, des *Osservatore Romano* und der überregionalen

Presse vorgelesen hatte, trat Pfarrer Wilhelm Hausner auch hier ins Licht der Öffentlichkeit.

Faßbinder hatte den Artikel schmunzelnd und eher flüchtig gelesen. Er sah darin allenfalls eine Glosse, mit der man den Chef ein wenig erheitern konnte. Dieser spitzte jedoch die Lippen und zog hörbar Luft durch die Nase.

Das war ein alarmierendes Zeichen. Die engsten Mitarbeiter seiner Eminenz pflegten zu sagen: »Er nimmt Witterung auf.« Und das hieß: Die Sache war ein ernsteres Problem, als es den Anschein hatte. Der Chef irrte sich selten. Das aber lag daran, daß eine Sache automatisch zum Problem wurde, sobald er sie ernst nahm.

»Wer ist dieser Hausner?« fragte er.

Faßbinder hob bedauernd die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Schlecht, Faßbinder«, tadelte der Kardinal. »Sie werden dafür bezahlt, daß Sie Ahnungen haben.«

»Ich werde mich sofort erkundigen.«

Der Chef stand am Fenster und blickte leicht abwesend hinaus.

»Einmal angenommen, die Sache stimmt – nach Abzug der üblichen fünfzig Prozent Schaumschlägerei. Die Unruhe ist groß da draußen. Die Leute sind nervös. Sie haben kein Vertrauen. Sie können nicht mehr fröhlich glauben, einfach so wie ihre Eltern und Großeltern. Alles wird hinterfragt. Dauernd schreiben sie offene Briefe, und jeder kümmert sich um Probleme, die er gar nicht hat oder die ihn gar nichts angehen. – Das ist eine gefährliche Zeit, Faßbinder. Da kann so ein harmloser Pfarrer schnell einen Flächenbrand auslösen. – Ich fürchte nicht die Theologen. Sie sind mit sich selbst beschäftigt, und sie schreiben. Sie schreiben dicke Bücher mit unendlich vielen kleinen Buchstaben. Nein, Faßbinder, gefährlich wäre ein einfacher Pfarrer, der die Begabung fürs Symbolische hat. – Wie sagten Sie? Mitten in der Osterpredigt? – Läßt die Leute einfach stehen? – Das hat was, Faßbinder. – Wie spät ist es?«

»Es ist Viertel vor elf.«

»Schön, Faßbinder, um genau Viertel vor zwölf weiß ich alles über diesen Pfarrer Hausner. Ist das klar?«

Faßbinder war schon hinaus.

Im Pfarrbüro

klingelte den ganzen Tag über das Telefon. Frau Stiemel war begeistert. Das stille Haus in der Schloßstraße schien plötzlich der Mittelpunkt der Welt zu sein. Ein Pfarrer, der an die Auferstehung der Toten, die Jungfrauengeburt, die Unfehlbarkeit des Papstes und die leibhaftige Verwandlung von Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi glaubte, interessierte niemanden. Einer, der dies alles plötzlich nicht mehr glaubte, war der große Star.

Gemeindemitglieder erkundigten sich nach Hausners Befinden. Sie schienen das ganze für eine Infektionskrankheit zu halten und empfahlen bewährte Hausmittel. Die Geistlichen der Nachbargemeinden waren ihrerseits Fragen ausgesetzt und wollten Genaueres wissen oder boten das brüderliche Gespräch an, das in Zeiten der Anfechtung – und wer hätte die nicht zuweilen – aus seelischen Nöten helfen könne. Immer wieder baten Vertreter der Presse um ein Interview. Ein freier Mitarbeiter des Westdeutschen Rundfunks stellte einen Bericht für die Reihe »Gott und die Welt« in Aussicht. Der Privatsender RTL lud Hausner ein, in der Sendung »Locker vom Hocker« mit seiner Kirche »gründlich abzurechnen«. Er solle ruhig eine Honorarforderung äußern.

Frau Stiemel fühlte sich wie auf Wolken. Sie hielt sozusagen Audienz am Telefon. Zwar konnte sie nicht verbinden, da Hausner in der Frühe verschwunden war, ohne Ziel oder Zeitpunkt seiner Rückkehr zu nennen, aber genau das erlaubte ihr, die Sache mit vagen Andeutungen und inhaltsreichen Zusagen unter Dampf zu halten. Bis zum Nachmittag war für jedermann klar, daß sich hinter den schweigen-

den Mauern des Pfarrhauses ein erschütterndes Seelendrama mit kirchendiplomatischen Verwicklungen abspielte. Dabei ließ sie keinen Zweifel daran, daß der Weg zum Herrn Pfarrer nur über sie führte. Sie müsse nur alles sorgfältig prüfen und werde schon zu gegebener Zeit ihre Entscheidung treffen.

Der Pfarrer hatte das Haus im Morgengrauen verlassen. Vor dem Einschlafen hatte er einen Brief an den Generalvikar verfaßt, in dem er schlicht bekanntgab, daß er seinen Glauben verloren habe und deshalb nicht mehr »im Weinberg Gottes« arbeiten könne. Er stelle hiermit sein Amt zur Verfügung und bitte um nähere Anweisungen. Er bedauere die Unruhe, die sein Schritt zweifellos auslösen werde, fühle sich aber nicht als Herr des Verfahrens und sei bereit, alle nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Als er den Brief zum Postkasten brachte, lief ihm Hubert Tresch, der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, über den Weg. Die beiden Männer standen hilflos voreinander. Tresch hatte nicht gut geschlafen, und Hausner spürte, daß er ein erlösendes Wort von ihm erwartete.

»Ich habe für heute abend eine außerordentliche Sitzung anberaunt«, sagte er. »Ich könnte sie jederzeit wieder abblasen.«

Hausner schüttelte den Kopf. »Man muß den Tatsachen ins Auge sehen. Das tut vielleicht etwas weh, aber es ist der einzig sinnvolle Weg.«

»Aber die Leute! – Es ist doch weiß Gott schwer genug, sie bei der Stange zu halten. Jetzt wird es den großen Dambruch geben.«

Hausner zuckte die Achseln. »Wenn sie nur solange bei der Stange bleiben, wie sich ihr Pfarrer unauffällig verhält, sind sie längst schon nicht mehr dabei.«

Er ließ seinen Blick über den Marktplatz schweifen. Der Berufsverkehr war in vollem Gange. An der Bushaltestelle standen übernachtigte Gestalten. Das Osterfest war abgehakt. Der Alltag bestimmte wieder den Takt.

»In der Kirche gibt es unzählige Leute, die einen großen Fehler machen«, sagte er. »Sie behandeln die Tatsachen so, als wären sie Argumente – und die Argumente, als wären sie Tatsachen.«

Hubert Tresch ahnte, daß der Pfarrer recht hatte und daß es ebenso sinnlos war, gegen die Tatsachen zu argumentieren.

»Also dann ...« sagte er unglücklich.

Sie gaben sich die Hand. Hausner fuhr aus der Stadt hinaus. Über den Hügeln im Osten erhob sich die Sonne und tauchte die Felder in glitzerndes Morgenlicht. Er parkte den Wagen am Rand des Waldes und wanderte ohne Ziel durch den grünen Dom. Seine Sinne waren hellwach. Es roch nach Erde und Wasser. Das Licht fiel schräg durch die Zweige, die sich in der Frühlingswärme explosiv begrünt hatten. Die muskulösen Stämme der Buchen schwankten leicht im Wind. Herbst und Winter hatten einige von ihnen umgelegt. Riesige Wurzelräder ragten aus den Bodenwunden empor.

Auf dem großen Mittelweg begegnete er einzelnen Joggern, die ihn nicht beachteten. Auch ein Reiter kreuzte seinen Weg. Alles war selbstverständlich. Es bedurfte keiner Erklärung. Blätter, Zweige, Sonnenstrahlen, ein Tautropfen; sie stellten keine Fragen. Wer nichts wissen muß, kann nicht schuldig werden. Auch in seinen Gedanken kam es jetzt auf das Unausgesprochene an. Wie nahe konnte man ihm kommen, ohne es anzutasten? Ihm fiel auf, daß seine Gedanken einzeln kamen und gingen. Das tat gut. Das ließ viel Zwischenraum. Er hatte Sorge, sie könnten sich zum System zusammenfügen. Systeme verdrängten die Zwischenräume.

Am Donatus-See setzte er sich auf eine taufeuchte Bank. Die eine Hälfte der Wasserfläche stand unbewegt. Die andere fröstelte leicht unter dem Frühlingswind. Im Schilf war ein Wasservogel geräuschvoll mit seinem Tagewerk beschäftigt. Auch in den Büschen knackte und knisterte es. Die Natur schien sich zu recken und die Winterstarre abzuschütteln.

Hausner schloß die Augen. Manchmal hatte er Blinde beneidet um die ganz andere Vorstellung von einer Welt, die nur aus Klanglandschaften bestand. Er fragte sich, in welcher Farbe sie sich den Wind dachten. Ob sie ihn als Fahrtwind der Erde spürten, die – mal leise, mal stürmisch – durch das Weltall sauste?

Er staunte über sich selbst. Er hatte nicht das Gefühl, ihm sei eine Katastrophe widerfahren. Die Welt und die Dinge hatten ihren Hintergrund verloren, aber dafür traten sie um so deutlicher hervor. Früher hatte er geglaubt, daß Atheisten eine eingeschränkte Wahrnehmung hätten, alles nur in Umrissen sähen oder nur in schwarz-weiß wie einen alten Film. Nun staunte er, daß es nicht so war. Er brauchte keinen Schöpfer-Gott, keinen »ersten Bewegter«, um all diese Wirkungen zu erkennen und sich ihrer zu erfreuen. Er öffnete die Augen, um sie gleich wieder zu schließen. Das kurz belichtete Bild stand vor seinem inneren Auge. Würde er nicht ein ganzes Leben brauchen, um dieses einzige Bild zu beschreiben und tiefer in seine Geheimnisse einzudringen? Wie könnte er auch nur hoffen, die äußerste Schicht oder den innersten Kern zu erreichen, hinter denen möglicherweise die Frage nach dem Anfang und dem Ende auftauchen würde? – Und dieser menschliche Drang nach einem weiteren Leben – neben ihm lebten Tausende und Millionen, deren Leben er jetzt schon mitleben konnte, wenn er sich nur weit genug für sie öffnete.

Er stand auf und ging weiter. Er wollte die Gedanken auseinanderhalten. Sie verfilzten zu leicht. Gerade erst war er einem geschlossenen und umfassenden System entronnen. Er wollte nicht schon wieder ein neues.

Ein kleines Gebet fiel ihm ein, das er irgendwo gelesen hatte: »Sehr geehrter Schöpfer des Himmels und der Erde, ich bitte Sie, ich mach jetzt Ferien, und Sie müssen von nun an alles selber machen. Sans moi – ohne mich. Sie werden es schon schaffen. Tschüß!«

Der Pfarrgemeinderat

trat am Abend zu seiner außerordentlichen Sitzung zusammen. Im Verlauf des Nachmittags hatte der April sein freundliches Zugeständnis an die Osterfeiertage beendet und einen stürmischen Frühlingswind heraufbeschworen. Er zerzauste jetzt die gewählten Repräsentanten der Gemeinde, als sie zum Pfarrzentrum strebten, und gab ihnen einen Vorgeschmack auf den Verlauf der Sitzung.

Hubert Tresch wartete schon. Im Brotberuf führte er Manager-Seminare durch. Er verstand sich auf Brainstormings, Flipcharts und Overhead-Folien. Er unterhielt eine lustvolle Beziehung zu farbigen Karten und Filzstiften und war immer selig, wenn ein Problem auftrat, das man in Arbeitsgruppen oder Spontanphasen ergründen konnte. Diesmal zweifelte er an sich selbst. Auch Frau Altenhöfe, seine Stellvertreterin, mit der er sich telefonisch hatte beraten wollen, war keines klaren Gedankens fähig gewesen. So hatte er es aufgegeben, eine differenzierte Tagesordnung zu entwerfen. Es gab nur einen Punkt: Was macht ein Pfarrgemeinderat, dem der Pfarrer abhanden kam?

Frau Altenhöfe war mit Hausner befreundet. Sie duzten sich, und in der Gemeinde galt sie als intime Kennerin aller unterschwelligten Entwicklungen. Nun war sie so überrascht wie alle anderen. Das war nicht nur ärgerlich, es war ihr geradezu peinlich.

»Ich glaube es nicht«, sagte sie immer wieder halblaut vor sich hin. »Ich glaube es einfach nicht.«

Sie kamen alle, und es fehlte das übliche Geschnatter, mit dem man sich in kleiner Formation begrüßte, Neuigkeiten austauschte oder Gerüchte auslotete. Die Stimmung war

trübe. Auch die Eröffnung machte Schwierigkeiten. Üblicherweise pflegte Pfarrer Hausner das Vielerlei der Temperamente mit einem Schriftwort, einer kurzen Meditation oder einem Lied zu sammeln. Das rief ihnen in Erinnerung, daß es sich hier doch nicht um ein gewähltes »Parlament« weltlicher Prägung handelte, sondern um die charismatische Versammlung von Brüdern und Schwestern im Herrn. So schloß er nicht selten mit dem Wort des Heiligen Johannes, das allen Problemen von vornherein die Spitze nahm: »Kindlein, liebet einander!«

Nun stand Tresch vor der schwierigen Aufgabe, das Gespräch zu eröffnen, und er hatte keine Lust, es in einen höheren Zusammenhang zu stellen.

»Guten Abend alle miteinander.« Das war ein wenig zu weltlich. Er versuchte gegenzusteuern. »Heute wünschte ich mir, der Heilige Geist sei gewähltes Mitglied dieser Versammlung. Wir stehen vor einem verflucht, ich meine, vor einem schwierigen Problem. Sie haben es erlebt. Sie wissen, was geschehen ist. Wie sollen wir uns verhalten? Ich bitte um Ihre Meinung.«

Stille.

»Vielleicht sollte ich noch sagen, daß ich Pfarrer Hausner heute morgen getroffen und gebeten habe, an dieser Sitzung teilzunehmen. Er war dazu nicht bereit.«

»Feigling!« murmelte jemand am anderen Ende des Tisches.

»Ich nehme an«, fuhr Tresch mit sich erhebender Stimme fort, »er will es uns erleichtern, eine eigene Einschätzung der Lage zu finden. – Ein Feigling hätte nicht den Mut gehabt, den Zusammenbruch seiner religiösen Überzeugungen in aller Offenheit einzugestehen.«

»Ich glaube es nicht, ich glaube es einfach nicht.«

Frau Altenhöfe schüttelte abermals den Kopf. Sie schien es wirklich nicht zu glauben.

Neben ihr saß Frau Kreininger, Expertin in Ehe- und Familienfragen und in Kirchendingen von unermüdlicher

Angriffslust. Es verging keine Sitzung, in der sie nicht versuchte, Pfarrer Hausner in gefährliche Alternativen zu verwickeln. Für jedes Lehrschreiben des Papstes machte sie ihn persönlich verantwortlich, so als kulminierte in Rom nur das, was sich die Gemeindepfarrer ausgedacht hatten. Nun verunsicherte sie allerdings der Gedanke, daß ihr Hausner in Zukunft nicht mehr zur Verfügung stehen könnte. Aber auch das empfand sie als klerikale Gemeinheit und hatte sich scharfen Protest vorgenommen.

»Ich habe keine Ahnung, was wir tun sollen. Aber ich weiß, was wir am Sonntag erlebt haben, und mit Verlaub, ich finde, es ist ein bodenloser Skandal. Hier interessieren mich gar nicht die Gewissensnöte oder Glaubenszweifel des Pfarrers, es ist schlichtweg unmöglich, daß einer die versammelte Gemeinde stehen läßt, als handelte es sich um ein paar dumme Schulkinder. Das ist empörend. Das hat keinen Stil, und – ganz egal, was wir hier beschließen – ich werde diesem sauberen Herrn Pfarrer persönlich meine Meinung sagen und sie auch den Erzbischof wissen lassen.«

Christoph Radner bat ums Wort. Dieser Beginn war nicht nach seinem Geschmack. Als gebürtiger Monschauer und sinnenfroher Rheinländer gehörte er zu den Problemlösern des Gremiums.

»Meine Damen und Herren, ich finde, das ist noch nicht der Moment für wilde Drohungen und Racheakte. ›Wir haben es erlebt.‹ – Das klingt wie ein düsteres Verhängnis, das plötzlich über unseren Häuptern schwebt, und bevor wir uns über Stilfragen unterhalten, liebe Frau Kreininger, sollten wir versuchen, erst einmal den Sachverhalt zu klären. Mit Verlaub, was haben wir denn erlebt? Ein Gottesdienst wurde unterbrochen. Okay. Eine Predigt nicht beendet. Nebbich. Eine von Millionen Ostermessen entsprach nicht der Norm. Du meine Güte! Als ob es nichts Schlimmeres gäbe.«

Frau Soestmeyer sah ihn an, als sei in der Tat Schlimmeres nicht vorstellbar. Sie war aus dem Münsterland hergezo-

gen und von tiefer, katholischer Gläubigkeit. Wo immer aufmüpfige oder lose Reden laut wurden, war sie sofort bereit, die Ordnung der Welt durch hingebungsvolles, stellvertretendes Leiden wiederherzustellen.

»Das war nicht nur ein unterbrochener Gottesdienst«, sagte sie, »und was heißt hier ›nur‹? Hier hat auch nicht nur ein Pfarrer seinen Glauben verleugnet. Heutzutage ist ja allerlei möglich. Er hat es inmitten der Messe, der Ostermesse getan und damit ein sehr schlechtes Beispiel gegeben!«

»Ein Sakrileg, wahrscheinlich ist sowas sogar ein Sakrileg!« rief Frau Kuhn. Sie überwachte mit besonderem Eifer die öffentliche Moral der Gemeinde. Ohne ihr segensreiches Eingreifen – davon war sie überzeugt – hätte sich noch jeder Karnevalsball in eine wüste Orgie und jede Filmnacht der Jungen Gemeinde in ein Pornofestival verwandelt.

»Ich werde mich bei Fachleuten erkundigen, aber ich bin ziemlich sicher. Es ist ein Sakrileg. Wahrscheinlich muß man die Kirche neu konsekrieren.«

»Ogotogott!« Radner blickte seufzend gen Himmel.

Frau Schulz vertrat die Senioren. »Ob das ein Sakrileg ist oder wie das heißt, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen – sowas wäre früher nicht vorgekommen. Wahrscheinlich ist es das Ergebnis der heutigen Priesterausbildung. Man liest da so allerhand Sachen. Keine Disziplin mehr. Alles ist abgeschafft, was uns früher wichtig war. Für jede Sünde gibt's eine Erklärung. Es zählt nur noch die persönliche Stimmung und Laune, und die Soutane trägt auch niemand mehr.«

Frau Heisler nickte zustimmend. »Ich habe mich in der Frauengemeinschaft umgehört. Die Empörung ist allgemein und der Schaden riesig. Diese Aktion hat Schreckliches angerichtet, vor allem bei den Kindern. Unsere Silke war völlig verstört, als sie nach Hause kam. Sie hat beim Mittagessen kein Wort gesprochen.«

Einige nickten bekümmert. Daß Silke kein Wort gesprochen hatte, schien auch ihnen nahezugehen.

Nicht so Christa Glöckner. »Ich wäre froh«, meinte sie, »es hätte unsere Barbara genauso mitgenommen. Einmal kein Wort beim Mittagessen, das wäre ein Wunder.« Sie stammte aus Bayern und verbreitete gewöhnlich deftige Aktivität. Probleme gab es nicht. Für sie waren das ungelöste Kreuzworträtsel, Herausforderungen, denen man sich stellen mußte.

»Nichts gegen Silke oder Barbara«, donnerte es jetzt vom äußersten Ende des Tisches, »aber ich finde, es geht hier um wichtigere Dinge.«

Es war die raumbeherrschende Stimme von Bäckermeister Munte. Er rutschte schon seit einer Weile unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er haßte diese Sitzungen, die ziellos von einer Zimmerwand zur anderen wogten und ihm wichtige Stunden seiner Nachtruhe raubten.

»Wir haben einen Pfarrer, der – weiß der Teufel wie und warum – seinen Glauben verloren hat. Also haben wir jetzt keinen Pfarrer mehr. Mit einem Wort: Wir brauchen einen neuen.«

Alle erschrakten. So deutlich hatten sie es bisher nur empfunden, aber nicht auszusprechen gewagt. Auch Dr. Morsik, pensionierter Zahnarzt und Organisator von Bildungsveranstaltungen, war etwas geschockt. »Sie reden, als sei Pfarrer Hausner eine defekte Küchenmaschine und als ginge es nur noch darum, ob er in die gelbe oder blaue Tonne gehört. – Wir sollten unserem Pfarrer etwas mehr Respekt entgegenbringen. Wenn schon nicht seiner Entscheidung, so doch seiner Person.«

Munte widersprach. »Unserem Pfarrer? – Er ist nicht mehr unser Pfarrer, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht. Ein Pfarrer ohne Glauben ist wie – ein Hefeteilchen ohne Hefe.«

»Das mag ja alles sein«, schaltete sich Frau Heisler wieder ein. »Ein Pfarrer ist keine Maschine. Da hat Dr. Morsik völlig recht. Man kann ihn nicht einfach ersetzen, wenn er nicht mehr zuverlässig ›funktioniert‹. Im übrigen hat er die

Gemeinde bisher ordentlich, ich möchte sagen beispielhaft geführt. Da sollten wir uns schon die Mühe machen, uns in ihn hineinzusetzen.«

Das war ein hilfreiches Angebot. Mehrere Stimmen meldeten sich zu Wort.

»Wer weiß, wie lange er sich schon damit quält. Sowas kommt nicht aus heiterem Himmel.«

»Vielleicht haben wir ihn im Stich gelassen. Wenn ein Geistlicher in die Knie geht, liegt es oft an seiner herzlosen Umgebung.«

»Vielleicht hat er einen heimlichen Kummer, der sich nun auf diese Weise äußert.«

Wieder war es Bäcker Munte, der das Porzellan zerbrach: »Einen heimlichen Kummer? Vielleicht hat er heimliche Freuden ...«

Stille.

Der Vorsitzende räusperte sich.

»Was meinen Sie damit?«

Er wußte sehr wohl, was Munte meinte, und der war gern bereit, es ihm genauer zu erklären: »Ganz einfach. Wenn ein Pfarrer von der Fahne geht, hat er seine Gründe. Und die Erfahrung lehrt: Diese Gründe haben meistens lange Haare. Und warum auch nicht, verdammt noch mal, ein Pfarrer ist auch nur ein Mensch.«

Er schlug sich kraftvoll auf die Schenkel und war überzeugt, das Wesentliche enthüllt und gesagt zu haben. Alle anderen schrakten innerlich zusammen. Sie revoltierten gegen diese Interpretation der Ereignisse. So einfach konnten die Dinge doch nicht liegen. Aber Fernsehen und Illustrierte waren voll von Pfarrergeschichten, in denen Gelübde gebrochen wurden und die Hormone eines vom Zölibat gebeutelten Geistlichen spätestens nach der sechsten Folge triumphierten. So mancher aufgescheuchte Gedanke ging nun die Kartei der attraktiveren weiblichen Gemeindeglieder durch, forschte in der Erinnerung nach deutbaren Begegnungen, Gesten, Worten.

»Ausgeschlossen.« Frau Althenhöfe dachte es so laut, daß es alle hörten. Eine unschickliche Beziehung des Pfarrers? Das wäre ihr nicht entgangen. Und doch war es eine furchtbare Vorstellung, jemand könnte es so weit getrieben haben, daß ... Hausner war ein »gestandener Kerl«. Es gab Damen in der Gemeinde, die um seine – natürlich geistliche – Gunst rivalisierten. Sie überboten sich mit Aufmerksamkeiten. Sie behielten sich gegenseitig scharf im Auge. Wo immer es galt, das letzte Wort zu haben, sei es im Liturgiekreis, im Dritte-Welt-Laden oder bei der Vorbereitung von Wallfahrten und Gemeindefesten. Sie schienen den Himmel stürmen zu wollen, leider auf derselben Leiter.

Alle Anwesenden blickten betreten vor sich hin. Jeder hatte seine eigene Theorie, wer wem jetzt nicht in die Augen sah oder Grund hatte, von sich abzulenken. Der Vorsitzende überbrückte die Situation. »Solche Spekulationen helfen uns nicht weiter. Ich halte es noch immer für möglich, daß es sich um eine vorübergehende Krise handelt, in die jeder von uns geraten kann. – Wir müssen uns trotzdem auf alle Eventualitäten vorbereiten. Nach dem Gespräch, das ich heute früh mit ihm hatte, kann ich nicht mehr ausschließen, daß er bei seiner Haltung bleibt.«

»Na schön«, stieß Munte wieder nach, »was schlagen Sie vor?«

Der Vorsitzende wurde unsicher. Genau diese Frage hatte er gefürchtet. Sie drohte immer, wenn eine Debatte festgefahren war, und jedesmal fühlte er sich wie ein Schüler, der plötzlich zur Tafel gerufen wird und die schadenfrohe Erwartung der ganzen Klasse im Rücken spürt. Man wurde ja auch nicht der Vorsitzende eines Pfarrgemeinderates, weil man den besonderen Willen zur Macht oder den entscheidungsfreudigen Manager in sich verspürt. Man war es plötzlich, weil man in der konstituierenden Sitzung irgendwie nicht aufgepaßt hatte oder sich im gefährlichen Moment nicht energisch genug zu wehren verstand. Und ganz gewiß hatte ihm damals niemand gesungen, daß er

nach zweijähriger Amtszeit plötzlich mit einem solchen Problem konfrontiert sein würde. – Es gab Kirchaustritte, sie waren fast eine alltägliche Erscheinung geworden. Auch kam es vor, daß ehemals Aktive aus unerfindlichen Gründen ins Glied zurücktraten. Und auch im Gemeinderat fiel hin und wieder ein Mitglied aus. Dann rückte ein anderes von der Ersatzbank nach, und der Laden lief wieder. Aber ein Pfarrer, der von jetzt auf gleich alles leugnete ...

»Ich habe keine Ahnung«, gestand er kleinlaut. »Dies ist – verdammt nochmal – mein erster Pfarrer, der mitten im Dienst seinen Glauben verliert. Ich habe keinen blassen Schimmer, welche Konsequenzen wir daraus zu ziehen oder welche Schritte wir zu unternehmen haben.«

»Keine Sorge, der Bischof wird es schon wissen«, rief Frau Kuhn mit drohendem Unterton. »Ich wette, Pfarrer Hausner ist nicht der erste Fall dieser Art, und es sollte mich sehr wundern, wenn die Kirche nicht längst wüßte, wie man damit umgehen muß oder den Schaden wenigstens begrenzen kann.«

»Sie wollen also abwarten.« Tresch griff den Vorschlag dankbar auf.

»Richtig.«

»Nicht richtig«, widersprach Radner. »Die Verfahrensweisen der Kirche sind mir in diesem Zusammenhang ziemlich schnuppe. Hier sitzen mündige Christen und haben ein Recht auf eine eigene Meinung. Das könnte denen von der Hierarchie so passen: Ein Pfarrgemeinderat, der nach seinem zaghaften Ausflug in die Demokratie bei der ersten wirklichen Turbulenz ratlos unter die Fittiche von Mutter Kirche kriecht. Nach dem Motto: ›Demokratie 's ja ganz schön, nur 'n Führer müßte oben stehn.‹ Nicht mit mir!«

Frau Kuhn gab sich noch nicht geschlagen. »Die Fakten liegen aber nun mal anders. Für die Besetzung von Pfarrerstellen sind nicht wir zuständig, sondern das Erzbistum. Und nicht wir sind es, die dem Hausner davonlaufen, sondern er läßt uns im Stich.«

»So ist es!« bekräftigte Frau Kreininger, »nicht genug, daß wir uns mit so manchen antiquierten Moralvorstellungen der Kirche herumplagen müssen; nicht genug, daß Frauen noch immer nicht Priester werden dürfen und wiederverheiratete Geschiedene erbarmungslos vom Empfang der Sakramente ausgeschlossen werden; nicht genug, daß fortschrittliche Theologen immer wieder ins Aus gestellt werden – jetzt macht man sich auch noch aus dem Staub, statt sich einer offenen und ehrlichen Diskussion zu stellen. Das ist der Gipfel. Mir fehlen die Worte. Der Gipfel ist das!«

Zahnarzt Morsik mischte sich wieder ein. »Nichts wird so heiß gegessen wie gekocht. Ich finde, das Problem hat verschiedene Seiten, die man auseinanderhalten muß. Das eine ist die kirchenrechtliche. Darauf haben wir keinen Einfluß. Das andere ist die Person unseres Pfarrers. Wir alle kennen ihn gut und haben lange mit ihm zusammengearbeitet. Ich denke, er verdient – wie soll ich sagen – Respekt oder Mitgefühl, ob wir seinen Schritt billigen oder nicht. Er ist schließlich seit vielen Jahren unser Seelsorger ...«

»Und kein schlechter!« warf Frau Schulze ein.

»Um so härter muß er unter dieser plötzlichen Sinnkrise leiden. Ich möchte auch nicht eines Morgens entdecken, daß ich den falschen Beruf gewählt habe. Obschon, jetzt als Rentner könnte mir das auch egal sein. Also, wir sollten ihm beistehen und nicht zusätzlichen Druck ausüben. – Die dritte Seite des Problems ist das Schicksal dieser Pfarrgemeinde. Hier, glaube ich, kommen schwere Zeiten auf uns zu. Und hier sind wir als Pfarrgemeinderat ganz besonders gefragt«, schloß Dr. Morsik.

»Eine Resolution! Ich bin für eine Resolution!« rief Bäcker Munte. »Sinnkrise hin oder her, wir müssen ein Signal setzen, ein deutliches Signal.«

Immer, wenn das Wort »Resolution« fiel, richteten sich aller Augen auf Heribert Spielmann. Dieser arbeitete in einer Rundfunkanstalt und war nebenbei ehrenamtlicher Chefredakteur des *Inform*, der Gemeindezeitschrift von St. Kilian. Er

führte eine spitze Feder, die ihm schon oft den allerchristlichsten Haß konservativer Kreise eingetragen hatte.

Er hatte bis jetzt geschwiegen und sich nur gelegentlich Notizen gemacht. Nun blickte er verwundert auf.

»Wenn Sie mich fragen«, begann er zögernd, »ich glaube, wir machen einen Fehler. Die einen fühlen sich beleidigt und sind empört. Die anderen meinen, die Ordnung sei gestört und ängstigen sich. Und weil wir nun nicht weiterwissen, sollen Formalitäten helfen. – So läuft das fast immer, wenn in der Kirche etwas Ungewöhnliches passiert. Und immer läuft es schief. Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg.«

»Wissen Sie einen?« fragte Tresch.

Spielmann blickte sich rasch um, als wolle er sich vergewissern, wo der Ausgang sei. Dann sagte er so harmlos wie möglich: »Und wenn wir ihn einfach bitten zu bleiben?«

»Wie – ›bleiben‹?« fragten mehrere gleichzeitig.

»Ich meine, so wie einer weggehen kann, kann er auch dableiben. Es würde uns, scheint mir, natürlich einiges kosten. Wir müßten versuchen, mit der Empörung und den Ängsten fertig zu werden. Er ist kein schlechter Mensch, und wir sind kein Kaninchenzüchterverein, sondern die Katholische Kirche. Wieso muß einer gehen, obwohl er kein schlechter Mensch ist? – Mit einem Wort: Ich bin dafür, daß Pfarrer Hausner unser Pfarrer bleibt, ob er nun an Gott glaubt oder nicht.«

Alle starrten ihn an. Drei, vier Sekunden war es still ...

In diesem Moment überquerten draußen die Schwestern Minzlaff den Kirchplatz. Sie waren Zwillinge und hatten erst kürzlich ihren 168. Geburtstag gefeiert. Beide schrakten zusammen. Im Pfarrzentrum gab es einen wortreichen Tumult, wie man ihn hier noch nicht erlebt hatte. Stimmen übertönten sich und wildes Gelächter mischte sich in den Lärm. Dort drinnen war offenbar die Hölle los.

Katharina faßte den Regenschirm fester und blickte ihrer Schwester streng in die Augen.

»Ich sage nur eines: Konzil!«

Anna nickte eifrig, denn damit war alles gesagt.

Das Generalvikariat

war kein einladendes Gebäude. Ehedem Sitz der Jesuiten und damit Kommandozentrale der Gegenreformation, umgab es noch immer eine Aura von Macht und Geheimniskrämerei, wenngleich es mit der Macht und den Geheimnissen der Kirche nicht mehr weit her war. Die schwarzstau- bige Fassade und die hohen Eisengitter ließen das Gebäude unnahbar erscheinen und gaben auch den barock verspiel- ten Zutaten wenig Chancen einer Gegenwirkung. Anderer- seits rollte der dichte Verkehr des Bahnhofsviertels so unbe- kümmert daran vorbei, daß die ursprünglich geplante Ein- schüchterung des Alltags durch das Ewige nicht mehr so recht zum Zuge kam.

Hausner war vielleicht zwei- oder dreimal hier gewesen und fürchtete, sich wieder in den Korridoren und Zustän- digkeiten zu verlaufen. Aus diesem Grund hatte er den frü- heren Zug genommen, so früh, daß jetzt noch Zeit für einen kleinen Bummel in der nächsten Umgebung blieb. Nach- dem er die Bahnhofshalle verlassen hatte, bestieg er die Domplatte. Hier hatten die ersten Busse fröhlich lächelnde und unablässig fotografierende Japaner angelandet. Ihm fiel auf, daß sie touristische Attraktionen offenbar nur dann ei- nes Fotos für wert erachteten, wenn mindestens ein Freund oder die Ehefrau oder gar ganze Gruppen ihrer Reisegesell- schaft den Vordergrund des Bildes besetzten. Japanische Fotoalben mußten die langweiligsten der Welt sein. Jedes Foto zeigte wechselnde Motive im unscharfen Hintergrund und im Vordergrund das zeitlose Lächeln Asiens.

Er sah dem munteren Treiben eine Weile zu. Dann betrat er den Dom durch das Nordportal. Er spürte einmal mehr,

wie ihm der Atem schneller ging. Die strenge Ungeheuer- lichkeit dieses Bauwerks, dieser Wald von Pfeilern, die zum Gewölbe hin zu schwinden schienen, die schlanken Farb- und Lichtbänder der Fenster, das ewige Dämmern des um- bauten und gegliederten Raumes ergriffen ihn wie beim ersten Mal. Erstaunlich, dieses mit Zirkel und Lineal ent- worfen zu haben, verblüffend, es dann mit nichts als Holz- gerüsten, Flaschenzug, Hammer und Meißel ausgeführt zu haben, aber ganz und gar unbegreiflich, ein solches Bau- werk überhaupt erdacht und gewollt zu haben. – Während er durch das Mittelschiff zum Westportal schritt, beschloß er, das kommende Gespräch an diesem Maßstab zu messen.

Draußen hielt er kurz inne. An der Außenwand hatten Unbekannte Spruchbänder, Texte und Bilder befestigt. Es war eine Sammlung qualvoller Botschaften, zum Teil in fremden Sprachen und Schriften, stumme Schreie von den Katastrophen der Gegenwart. Seit Jahren zankten sich Kir- che und Ordnungsamt, wer das Ärgernis zu beseitigen habe. Hausner versuchte, einzelne Blätter zu entziffern und nahm sich vor, das bevorstehende Gespräch auch an diesem Maßstab zu messen.

Irgendwo hatte er gelesen, daß man lange gezögert hatte, den Dom in die *Unesco*-Liste der schützenswerten Kultur- güter aufzunehmen. Er lag zu nah am Hauptbahnhof, und man konnte keinem künftigen Kriegsgegner zumuten, den Bahnhof um des Domes willen nicht zu bombardieren. Die Absurdität seiner eigenen Situation war also längst über- boten.

Am Rand des Platzes lagerten drei Stadtstreicher inmitten ihrer Einkaufstüten und Schnapsflaschen. Zwei schliefen noch mit rotblau aufgedunsenem Gesicht. Ein dritter blinzel- te träge in den Morgen und versuchte, die Natur der Tauben zu enträtseln, die am Brunnen ihre Toilette machten.

Hausner sah auf die Uhr. Es war noch Zeit für einen Abstecher zu den Dominikanern. Als Student war er oft hergepilgert, um sich an der geschliffenen Rhetorik ihrer

Predigten zu ergötzen. Er war nicht sicher, ob sie heute noch den gleichen Eindruck auf ihn machen würden. Der Bau war von den sachlichen Geldburgen der umliegenden Banken wie zugemauert. Er fand den Eingang und stieg gleich in die Krypta hinab. Hier beeindruckte ihn mehr die wuchtige Felsenhöhle als die massiven Sarkophage. Möglicherweise hätte er sich mit den Gottsuchern des Mittelalters leichter verständigen können als mit dem Generalvikar. Vielleicht aber auch nicht. Er hatte das undeutliche Gefühl, daß ihn beide nichts mehr angingen oder nicht mehr als einen gebildeten Touristen, der – den Reiseführer in der Hand – rasch einen Namen und ein Werk in den historischen Zusammenhang rückte, um sich gleich wieder anderen Motiven zuzuwenden.

Das wär's, dachte er: Mit dem Reiseführer in die Kirchenbehörde kommen und alles wie eine Sehenswürdigkeit umschreiten, historisch einordnen und fotografieren.

Nun wurde es doch allmählich Zeit. Draußen waren die Läden inzwischen geöffnet. In einem der Paramentengeschäfte ließ sich ein junger Priester Kelche und Meßgewänder zeigen. Wahrscheinlich hatte er den Kollektenscheck seiner Heimatgemeinde in der Tasche. – Im Schaufenster einer Buchhandlung stand der neue Küng. Früher hätte er nicht widerstehen können. Jetzt konnte er.

Ohne weiteren Umweg steuerte er nun auf das Ziel seines Ausflugs zu. Im Zug hatte er sich noch mit innerer Unruhe gefragt, was er dem Generalvikar sagen würde. Jetzt fragte er sich relativ unbekümmert, was ihm dieser zu sagen hatte.

Der Prälat saß am Schreibtisch und las in der Akte »Hausner«. Sie war nicht sehr aufschlußreich. Die übliche Ausbildung, keine »besonderen Kennzeichen«. Der zielstrebige Bau des neuen Gemeindezentrums vor zehn Jahren und die Anschaffung einer neuen Orgel waren Pluspunkte. Es folgte das übliche »denunziatorische Gemüse«: Duldet aufmüpfige Artikel im Gemeindeblatt. Läßt evangelischen

Vikar an Wallfahrt teilnehmen. Eigene Herstellung von Apfelwein und Sauerkraut. Provoziert Weihbischof durch Anwesenheit von Meßdienerinnen im Altarraum. Überlassung des Pfarrsaals für Vortrag von Leonardo Boff usw.

Er seufzte. Das alles bot keinen Anhaltspunkt, aber genau das erhöhte den Reiz des Treffens.

Die Sekretärin führte Hausner herein. Der GV, wie ihn die Insider nannten, erhob sich schnell, begrüßte seinen Gast und führte ihn zu einer kleinen Sitzgruppe, wo die informellen Gespräche und Konferenzen stattfanden.

»Kaffee?« fragte er.

Hausner nickte. Die Sekretärin hatte in der Tür gewartet und zog sich nun zurück.

Der GV war ein Mann der Tat und kam gleich zur Sache.

»Pfarrer Hausner von St. Kilian. Das ist wohl ein eher friedlicher Winkel im Weinberg des Herrn. – Ein hübsches, aber vielleicht etwas verschlafenes Städtchen?«

Hausner hob vage die Schultern. Der Prälat schien noch keine Äußerung von ihm zu erwarten und fuhr fort.

»Der mitgliederstärkste Karnevalsverein der ganzen Bundesrepublik, habe ich mir sagen lassen. Alle Achtung. Ich vermute, der Kirchenbesuch ist nicht halb so intensiv.«

Er lachte. Die Sekretärin brachte Kaffee und Gebäck. Beide bedienten sich und tranken. Hausner genoß den Duft und die Wärme des schwarzen Gebräus. So konnte die Sache noch eine Weile weitergehen.

»Aber Spaß beiseite«, empfahl der GV. »Und nun erreichen uns seltsame Nachrichten aus St. Kilian, Nachrichten, auf die sich hier niemand so recht einen Reim machen kann, und da der Kehrsvers jeder Strophe Pfarrer Wilhelm Hausner heißt, wollten wir diesen Pfarrer gern etwas genauer kennenlernen. Was lag da näher, als ihn einfach mal einzuladen, zu einem Gespräch unter Brüdern, unter Brüdern im Herrn. Und anschließend, denke ich, sehen wir alle ein wenig klarer.«

»Ich bin gekommen.«

Der GV warf ihm einen schnellen Blick zu, um auch seinen Gesichtsausdruck zu studieren. »Ich bin gekommen.« Das klang wie: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.«

»Das sehe ich. Das freut mich, und damit ist schon etwas sehr Wichtiges getan. – Es ist nämlich nicht besonders sinnvoll, sich nur über die Klatschspalten der Lokal- und Regionalpresse zu verständigen. Dort wird kommentiert, interpretiert und dramatisiert, und unversehens wird aus dem unbekanntem Pfarrer Hausner der berühmt-berüchtigte Pfarrer Hausner und aus der Mücke ein Elefant. Das Publikum amüsiert sich ein paar Wochen, aber die Betroffenen haben lebenslänglich den Schaden. Und Schaden soll doch nicht sein, oder?«

Er machte eine Pause, um Widerspruch zu ermöglichen, wohl wissend, daß Widerspruch in dieser Phase des Gespräches die Position schwächte.

»Ach Gott, die Presse.« Hausner seufzte leicht. »Das ist immer der Schnee von morgen. Man sollte sich nicht lange damit aufhalten.«

»Weiß Gott, ja, aber man darf sie auch nicht unterschätzen. Die Leute beurteilen die Welt nicht immer nach dem, was wirklich geschehen ist, sondern viel lieber nach dem, was geschehen sein könnte. Und so wandern Gerüchte und erfundene Geschichten durch die Landschaft, tun harmlos, als ob nichts wäre, doch unvermittelt sind sie real existierende Wirklichkeit, weil man sie für bare Münze hält und sein Handeln daran ausrichtet.«

Urplötzlich verließ er den Ton des angenehmen Plauderers, setzte eine ernste Miene auf und beugte sich vor.

»Also, was ist dran an den Gerüchten?«

Obwohl er seinen Sinnen höchste Wachsamkeit befohlen hatte, war Hausner leicht überrascht. Er zögerte, beschloß aber dann, wie bisher auch, bei der einfachen und ganzen Wahrheit zu bleiben.

»Ich habe meinen Glauben verloren. – Das ist es. Und es ist eigentlich schon alles. Ich habe die Mitglieder meiner

Gemeinde informiert, gleich als es geschah. Sie werden meinen Brief ebenfalls bekommen haben und den Kardinal unterrichten. Ich bin bereit, die nötigen Konsequenzen zu ziehen.«

Der GV behielt seine vorgebeugte Haltung bei und blickte, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Gesicht seines Gegenübers. Hausner hatte das Gefühl des Nichttrauchers, dem ein ungezogener Tischnachbar den Qualm direkt ins Gesicht bläst.

»Aha«, sagte er. »Und?«

Hausner war verblüfft.

»Was, und?«

»Nun, mein lieber Hausner, Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß dies schon alles ist. Einmal angenommen, es sei im Ergebnis, wie Sie es darstellen. Da gibt es doch Vorgeschichten, Motive, Gründe. Was meinen Sie, wie oft hier jemand sitzt und mir einen lapidaren Satz an den Kopf wirft und meint, damit habe er sich verständlich gemacht, und dann stellt sich nach und nach heraus, welches die eigentlichen Fakten und Faktoren sind. – Der Mensch, da sage ich Ihnen gewiß nichts Neues, ist ein geheimnisvolles Wesen, ein Labyrinth von Gedanken, Gefühlen, Kenntnissen und Vermutungen, und über nichts ist er so sehr im Unklaren wie über sich selbst.«

»Das ist sicher richtig, aber ...«

»Und deshalb müssen Sie mir schon etwas mehr bieten als die schlichte Mitteilung ›Ich habe meinen Glauben verloren.‹ – Was, wie, warum? Was heißt hier überhaupt ›Glauben‹, und was heißt ›verloren‹? Sie haben Theologie studiert.« Er wies auf das vor ihm liegende Dossier als sei es ein Leichtes, es aufzublättern und Beweise vorzulegen. »Sie sind geweihter Priester. Sie haben sich in drei Gemeinden als Kaplan beliebt gemacht und nach dem Tode von Pfarrer Lannert die Gemeinde St. Kilian übernommen. Und dort führen Sie nun seit siebenundzwanzig Jahren die Geschäfte, unbescholten und auf angenehm unauffällige Weise. Auch

die Kollektenergebnisse: guter Durchschnitt. Da verliert man nicht ohne weiteres seinen Glauben. – Ich bitte Sie, ein wenig ernster müssen Sie mich schon nehmen.«

Hausner zuckte die Achseln. Er kannte dieses beleidigte Staunen nun schon zur Genüge. Da draußen liefen Millionen und Milliarden Leute herum, die für sich keinen Glaubenssatz der Kirche mehr gelten ließen. Wer dies aber aussprach, für seine Person und mit einfachen Worten, wurde wie ein Monster bestaunt.

»Es ist, wie ich sage. Ich habe meinen Glauben verloren. Es war – wenn Sie so wollen – ein Damaskuserlebnis mit umgekehrter Wirkung. Ich habe es nicht provoziert und sah es nicht kommen. Es ist zweifellos ein merkwürdiger Vorgang. Bis zu jenem Moment im Osterhochamt hätte ich es selbst nicht für möglich gehalten.«

»Gründe, Gründe! Ich will einen Anlaß wissen, ein Ereignis, einen Zündfunken. Ein Feuer bricht nicht so ohne weiteres aus. Dazu gehört Brennmaterial, Sauerstoff und eine Zündtemperatur. Ich frage Sie: Was ist da in Brand geraten? Wieso kann man es nicht löschen? Und vor allem: Wer hat – verdammt nochmal – das Streichholz angerissen?«

Er sprang auf und begann, im Zimmer hin- und herzulaufen.

»Ich bin nicht blind«, sagte er, »wir leben in einer säkularisierten und pluralistischen Welt. Es ist schwer geworden, Christ zu sein und der Kirche treu zu bleiben, und es ist verdammt schwer geworden, Priester zu sein. Ich weiß, wovon ich spreche. Glaube und Spiritualität haben keine öffentliche Geltung mehr. Dafür steigen Aberglaube und Spiritismus täglich im Kurs. Es ist wie eine Seuche. Täglich erscheinen neue Götter in den Charts und rangeln um die besten Plätze. Jeder quersitzende Pup steht in kosmischen Zusammenhängen. Jeder Illustriertenleser schiebt seinen Einkaufswagen durch den Supermarkt der Weltanschauungen und stellt sich sein Glaubensmüsli zusammen. ›Selbstverwirklichung‹ heißt die Parole. Daß ich nicht lache!

Selbstverwirklichung ist das Lebensziel debiler Gemüter. Ihre Erlöser sind Götter mit beschränkter Haftung. Ihre geistige Nahrung ist eine wässrige Gemüsebrühe, die sich im meditativ vorgewärmten Bauch behaglich verdauen läßt. – Und da steht nun die Heilige Katholische Kirche mitten im Weg und predigt einen Gott, der harte Fragen stellt, einen unausweichlichen Tod und ein letztes Gericht. Ihre Lehre ist kein ›Golden Delicious‹, sondern ein saurer Apfel mit Kernen und harter Schale. Sie steht da, quer in der Welt, spielverderberisch, sauertöpfisch und widerborstig. Sie beharrt stur auf der Botschaft ihres Gründers und ist nicht bereit, zu jedem Saisonbeginn neue Kreationen vorzuführen. – Das ist nicht leicht. Da wird man einsam. Da verliert einer schnell den Mut und möchte alles an den Nagel hängen. Ich kann das verstehen. Weiß Gott, ich kann das verstehen.«

Damit ließ er es bewenden und kehrte an seinen Platz zurück.

»Ist es so?« fragte er siegessicher, »fühlen Sie sich antiquiert und einsam?«

»Nein«, sagte Hausner.

Der Prälat lehnte sich langsam zurück. Er seufzte und blickte ein wenig erschöpft auf seine Fingernägel.

»Ich will Ihnen helfen«, sagte er, und auf seiner Stirn erschien eine bekümmerte Falte. »Wir sind alle nur Menschen, und es gibt Momente im Leben, da – wie soll ich es sagen –, da scheinen die Dinge ihren Wert zu verlieren. Mir selbst passiert es zuweilen, daß ich den Namen eines Gegenstandes vergesse, oder besser: Ich weiß ihn noch, aber er erscheint mir plötzlich so fremd, als gehöre er zu einer anderen Sprache und als müsse ich ihn wie eine neue Vokabel lernen und wieder mit dem Gegenstand verknüpfen. Ich habe mich erkundigt. Dergleichen ist nicht selten. Und manchmal ist es nicht nur ein Gegenstand, dessen Name uns fremd erscheint. Manchmal ist es unser ganzes bisheriges Leben. Man steht da und tut, was man schon tausendmal getan hat, aber es ist wie das erste Mal.«

Hausner nickte freundlich und bereitwillig.

»Das gibt es«, sagte er.

»Sehen Sie! Ich bin überzeugt, lieber Konfrater, Sie sind zur Zeit das Opfer einer solchen Identitätskrise. Gerade in Ihrem Alter kommt man leicht an einen Punkt. Man schaut zurück und fragt sich: ›Das soll es gewesen sein? – Wer bist du eigentlich? Und wohin führt das alles?‹ Und was wir nicht mehr benennen können, scheint nicht mehr zu existieren. – Sie haben nicht Ihren Glauben verloren. Sie suchen nur nach einem neuen Namen dafür. – Der Herr geht immer wieder seltsame Wege, um sich uns erneut zu offenbaren. Manchmal sieht es aus, als wolle er sich ganz verhüllen, um dann umso strahlender wieder hervorzutreten.«

»Es gibt ihn nicht.«

»Wen?«

»Den Herrn.«

Der GV schloß die Augen. Er atmete ein paarmal tief und sackte für ein kurzes autogenes Training in seinem Sessel zusammen. Dann hatte er sich wieder im Griff. Er erinnerte sich rechtzeitig, daß er sich auf keine theologische Debatte einlassen wollte. Vor ihm saß kein auflagenstarker Theologe, und ringsum saß keine begierige Öffentlichkeit. Dies war ein Gespräch unter vier Augen, ein Gespräch unter Brüdern im Herrn, aber auch das eines Weisungsbefugten mit seinem Untergebenen.

»Die Frage müssen wir hier nicht erörtern«, sagte er und konnte den etwas schärferen Ton in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken. »Ob es ihn gibt oder nicht, hat die Kirche für sich geklärt, vor langer Zeit und ein für allemal. Mit dieser Überzeugung stemmt sie sich gegen die Front des Unwissens, des Unvermögens und des bösen Willens. Mit dieser Gewißheit wandert sie durch die Zeit, und in dieser Zuversicht erwartet sie die Wiederkehr des Auferstandenen. Ihre Erfolge sind groß, aber – zugegeben – sie sind begrenzt. Dabei steht außer Frage, daß niemand diese Kirche vertreten und gleichzeitig den innersten Zweck ihres Da-

seins leugnen kann. Dies ist keine Frage des Glaubens. Es ist eine Frage der Logik.«

»Davon müssen Sie mich nicht überzeugen. Wenn ich an den Inhalt meines Briefes erinnern darf: Ich bin selbstverständlich bereit, von meinem Amt zurückzutreten und es einem gläubigen Pfarrer zu überlassen.«

»Und was wird aus Ihnen? Haben Sie eine andere Ausbildung? Wovon wollen Sie leben?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde mich umschulen lassen und zunächst von der Arbeitslosenunterstützung leben. Wenn alles schiefgeht, bleibt mir die Sozialhilfe. So etwas ist kein originelles Schicksal mehr in diesem Land.«

Der Prälat seufzte. »Das ist weiß Gott die Wahrheit. Noch gestern hatten wir hier eine Regionalkonferenz der Caritas. Es ist schlimmer, als man gemeinhin ahnt.« Er stockte, denn das Thema brachte ihn auf eine neue Idee.

»Könnte es sein, daß das Ganze, ich meine, die Krise, einen sozialen Hintergrund hat? – Es gab die Mode der Arbeiterpriester, und neuerdings kommen wieder mehr auf die Idee, den Priesterrock an den Nagel zu hängen, um sich unerkannt unter die Randgruppen der Gesellschaft zu mischen. Ist es das? Fühlen Sie sich bei Ihrem sozialen Engagement von der Kirche im Stich gelassen und möchten – sozusagen durch einen symbolischen Akt – die Rolle wechseln? Eine Art Franziskus, der seinem bürgerlichen Vater die Kleider hinwirft, um sich ganz den Armen und Aussätzigen zu widmen. – Lieber Pfarrer Hausner – ich nenne Sie immer noch so –, wir sind hier unter uns und können ganz offen sprechen. – In der heutigen Zeit wäre das ein ehrenwerter, aber irriger Schritt. Als Pfarrer in St. Kilian können Sie mehr für die Armen tun. Heute kommt es darauf an, die Kräfte zu bündeln. Mit einer großen Institution im Rücken und gestützt auf die Erfahrungen caritativer Einrichtungen können Sie die Lage der Zukurzgekommenen viel wirksamer verbessern. Ein einsamer Sozialromantiker erreicht auf die Dauer nicht mehr als – vielleicht – die Beruhigung seines

Gewissens. Ich sage vielleicht! – Aber wir können ganz offen darüber sprechen.«

Hausner sprach ganz offen. »Tut mir leid. Ich habe diese Priester immer bewundert, ohne sie richtig zu verstehen. Ich darf mich nicht zu ihnen rechnen. Mein Motiv kennen Sie. Ich muß es nicht wiederholen.«

»Dann bleibt nur noch eine Frage. Ich muß sie leider stellen, denn sie ist in aller Regel die Erklärung, wenn ein Geistlicher plötzlich seine Herde verläßt. Ist eine Frau im Spiel? Ist es der Zölibat, der Ihnen zu schaffen macht? Gibt es vielleicht sogar schon ein – Kind? – Im letzteren Fall hat die Kirche gewisse Möglichkeiten ...«

Hausner erhob sich. Das Gespräch hatte den Charakter eines Verhörs angenommen. Es begann ihn zu ärgern. Er wollte es beenden, bevor es ihn langweilte.

»Herr Generalvikar, ich muß Sie abermals enttäuschen. Ich habe Ihnen den Sachverhalt erklärt. Sie sind offenbar nicht bereit, meine Erklärung zu akzeptieren. Ich sehe nicht, wozu wir dieses Gespräch fortsetzen sollten. – Ich bin nicht mehr der Pfarrer von St. Kilian. Ich bin nicht Ihr ›Bruder im Herrn‹. Ich bin ein ganz normaler Passant der Marzellenstraße, den Sie auf ein Wort hereingebeten haben. Ihr Kaffee ist gut. Ich bedanke mich und möchte jetzt gehen.«

Der Prälat erschrak und kam sichtlich aus dem Takt. Er wußte, daß er dem Chef ein anderes Ergebnis vorlegen mußte. Er stand ebenfalls auf und hob beschwichtigend die Hände.

»Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Hausner, wenn Sie's unbedingt so haben wollen. So wollen wir doch nicht auseinandergehen. Es liegt mir fern, Ihnen zu nahe zu treten, aber ich muß einfach bestimmte Fragen stellen. Wenn ein Priester so plötzlich und radikal der Kirche den Rücken kehren will, ist das keine Bagatelle, über die man kommentarlos hinweggehen kann.«

»Ich denke, es gibt Schlimmeres.«

»Es gibt immer noch Schlimmeres, gewiß, aber Sie werden mir doch zugeben, daß dies ein schwerer Störfall ist,

zumindest im Leben Ihrer Gemeinde. Meinen Sie nicht, daß eine solche Entscheidung es nötig, ja daß sie es verdient hätte, sorgfältig bedacht zu werden? – Nun nehmen Sie um Himmels willen wieder Platz!«

Widerstrebend ließ sich Hausner nötigen. Er wollte nicht unhöflich sein.

Der GV machte eine Denkpause.

»Wissen Sie was, lieber Herr Hausner, wir lassen jetzt einmal alle kirchenrechtlichen oder dogmatischen Aspekte beiseite. Wir fragen uns nicht nach den Gründen und nicht nach den Konsequenzen eines so schwerwiegenden Schrittes. Wir halten nur die Uhr ein wenig an. Ihnen brummt der Schädel von widerstreitenden Gedanken und Gefühlen. Sie wissen, was Sie verlassen wollen. Sie wissen noch nicht, wie es weitergehen soll. Daheim läßt man ihnen keine Ruhe. Die Leute, die Presse, Freunde, Verwandte. Ich habe einen vernünftigen Vorschlag. Machen Sie eine Pause! Ziehen Sie sich für zwei, drei Wochen zurück, möglichst an einen Ort, wo man Sie nicht so leicht findet, einen Ort der Ruhe und Sammlung. Ein kleines Kloster in der Eifel oder am Niederrhein; dort wird man Sie respektieren und ...«

Hausner machte eine abwehrende Geste. Der GV ließ sich jedoch nicht beirren. »Nennen Sie es Urlaub oder Sabbat-Wochen. Die Kirche übernimmt die Kosten. Nach sieben- undzwanzig Jahren in ihrem Dienst ist sie Ihnen das schuldig. Es verpflichtet Sie zu nichts. Aber ich bitte Sie, ich bestehe darauf: Gönnen Sie sich und Ihrer Entscheidung diese kleine Probe, und sei es nur, daß Sie sie später noch besser begründen können.«

Hausner zögerte. Das Angebot war verlockend. Der Rummel um seine Person ging ihm längst auf die Nerven, und er sehnte sich nach Stille und Einsamkeit. Trotzdem ...

»Oder soll ich glauben«, fuhr der GV fort, »daß Sie eine solche Probe fürchten? Daß Sie Ihrer Sache – schon jetzt – nicht mehr sicher sind? Daß Sie – wie soll ich sagen – die

Versuchung Gottes nicht an sich heranlassen, weil es Sie schreckt, ihr vielleicht nicht gewachsen zu sein?«

Hausner zögerte mit seiner Antwort. War das eine ehrliche Frage oder ein dialektisches Manöver? Sei's drum, sich selbst gegenüber wollte er ehrlich sein und bleiben.

»Ich werde mir Ihren Vorschlag überlegen. Ich rufe Sie morgen an«, sagte er und erhob sich endgültig.

Der Prälat seufzte. Er hätte die Entscheidung gern schon jetzt gehabt, andererseits war er erleichtert, daß wenigstens ein Aufschub gewonnen war. Ein falsches Wort, und auch diese Chance wäre vertan.

»Gut«, sagte er.

Ein Bummelzug

brachte Pfarrer Hausner in einen entlegenen Winkel der Diözese, weitab von allen Fragen und Belästigungen der letzten Wochen. Die Sonne schien. Die Vögel sangen. Schon auf dem Bahnsteig fühlte er sich wie in einem deutschen Heimatfilm. Jetzt mußte nur noch ...

Richtig. Auf dem Vorplatz wartete Franz mit dem Einspanner. Er war das Faktotum des Klosters, ein freundlicher, bedächtiger Bursche mit schlichten Ansichten und einem kindlichen Gemüt.

»Grüß Gott, Herr Pfarrer«, sagte er so laut, daß sich die Passanten umsahen. Franz wuchtete den Koffer in den hinteren Teil des Wagens und lud Hausner ein, neben ihm auf der Kutscherbank Platz zu nehmen. Dann schnalzte er mit der Zunge, und die braune Stute stemmte sich in die Deichsel.

»Wahrscheinlich heißt sie Fanny«, dachte Hausner.

»Ein braves Pferd, die Fanny«, meinte Franz anerkennend und gab ihr einen liebevollen Hieb auf die breiten Hinterbacken. Fanny nahm es als Liebkosung und behielt ihr Tempo bei.

Bald waren sie auf der Landstraße. Hausner genoß die Landschaft, die sich in einfachen Bildern präsentierte. Er erinnerte sich an sein Elternhaus und die Kinderzeit. Manche Ferien hatte er auf dem Bauernhof seines Onkels verbracht. Er liebte die Nähe guter Tiere und den Ernst der Menschen.

Sie durchquerten zwei kleinere Weiler. Dann öffnete sich rechts ein bewaldetes Seitental. In Windungen ging es bergan. Schließlich tauchte hinter einer Kuppe der Glockenturm des Klosters auf.

Mutter Oberin Aloysia empfing ihn im Besucherzimmer. Gewiß hatte man sie aufs genaueste instruiert, welch seltsamer Gast da in ihr Haus schneite, aber sie machte nicht viel Aufhebens. Glaubenszweifel waren in einem Kloster nichts Ungewöhnliches, und gelegentlich kam es auch zu einem schmerzlichen Abschied, wenn die biblischen Tugenden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams sich in der Seele einer Novizin oder Nonne zu unüberwindlichen Schwierigkeiten aufgetürmt hatten. Wer allerdings hier keinen inneren Frieden fand – davon war sie überzeugt –, der würde ihn auch draußen nicht finden.

»Ich habe Ihnen ein Zimmer im Exerzitenhaus einrichten lassen«, sagte sie. »Es liegt unterm Dach. Niemand wird Sie stören, und man hat einen schönen Blick über den Wald. Wenn Sie wollen, können Sie an unseren Gebeten teilnehmen. Der Klostergarten steht Ihnen offen. Der Wald eignet sich für weite Spaziergänge. Sie werden kaum einer Menschenseele begegnen. Allenfalls sich selbst. – Nur am Wochenende gibt es Ausflügler.

»Haben Sie herzlichen Dank.«

»So. Jetzt wird Ihnen Schwester Priscilla das Zimmer zeigen.« – Sie ging hinaus. Kurz darauf trat eine beliebte Nonne ein, die ihn wortkarg begrüßte und mit energischer Kopfbewegung aufforderte, ihr zu folgen. Auch sie kannte offensichtlich die Anamnese seines Falles, war aber nicht bereit, ihn so pfleglich zu behandeln wie die Mutter Oberin. Hausner hatte nun das Gefühl, daß es geradewegs in den Kerker ging.

Er irrte sich. Das Zimmer war einfach, aber sehr hell und geräumig. Ein Bett, ein Schreibtisch, ein Kreuz an der Wand und das versprochene Fenster zum Wald, der sich ringsum in grünen Wellen bis zum dunstigen Horizont ausbreitete.

»Das Abendessen ist um sechs«, verkündete Schwester Priscilla streng. Es klang, als sei längst nicht ausgemacht, daß man auch ihn bedienen werde. Hausner schmunzelte und nahm den Fehdehandschuh auf.

»Ich werde kommen«, sagte er.

Wo ist Pfarrer Hausner?

Noch vor kurzem war dies eine unsinnige Frage. Niemand hätte sie gestellt, denn die Antwort wäre selbstverständlich gewesen: im Pfarrbüro oder in der Kirche oder in seiner Wohnung oder im Garten oder im Zeltlager. Nach siebenundzwanzig Jahren verlässlicher Anwesenheit in der Gemeinde war er zu einer Art Gewohnheitsmöbel, einem irgendwie nützlichen Gebrauchsgegenstand geworden. Er war einfach da, wenn man ihn nötig hatte. Man wußte, wie er sich bewegte, wie er sprach, wie weit er ging und wie weit nicht.

»Wo ist Pfarrer Hausner?«

Er war nicht mehr in der Kirche, nicht im Pfarrbüro und nicht im Zeltlager. Einige merkten es, als sie ihn gern routinemäßig verwendet hätten, zur Trauung eines Pärchens, zur Taufe eines Kindes, zur Beerdigung eines Anverwandten. Gewiß, Kaplan Leske stand bereit und tat sein bestes, aber Kapläne hatten nicht das spezifische Heilsgewicht eines Pfarrers. Sie waren ambulante, vorübergehende Erscheinungen, zuweilen eine willkommene Erfrischung, aber ihr Kurswert entsprach nicht dem des bodenständigen Pfarrers. Und dieser war nicht mehr da. Sie wunderten sich. Sie waren leicht verärgert.

»Wo ist Pfarrer Hausner?«

Aus der Ferne betrachtet war die Sache in Ordnung. Ein Pfarrer, der seinen Glauben leugnete, war eben kein Pfarrer mehr. Er hatte sich selbst annulliert. Sein Daseinsrecht in der Gemeinde war erloschen. Selbstverständlich mußte er seinen Koffer packen und das Amt räumen. Das war die Ordnung der Kirchenwelt. Das Unerhörte, das Überfall-

artige und die starre Konsequenz seines Schrittes waren noch immer Anlaß zu Kopfschütteln und zornigen Worten. So durfte man nicht mit ihnen umspringen. Die Kirchenoberen nahmen sich vieles heraus, was man jederzeit und immer wieder gern kritisierte. Ein Pfarrer aber, der einfach desertierte, ohne plausible Erklärung, ohne eine abweichende Haltung zur Auferstehung oder Jungfrauengeburt, ohne mit seinem Schritt wenigstens gegen die Hierarchie oder den Zölibat demonstrieren zu wollen, das war nicht in Ordnung. Es geschah ihm also ganz recht, wenn er nun nicht mehr da war.

»Wo ist Pfarrer Hausner?«

Natürlich hätte man gern gewußt, wo er sich nun aufhielt. Das Pfarrbüro hüllte sich in bedeutungsschwangeres Schweigen. Der Kaplan wußte von nichts. Hausners Schwester und Haushälterin hatte es ohnehin die Sprache verschlagen. Auch die Vorsitzenden von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand hatten keine Ahnung. War er für immer fort oder nur vorübergehend?

»Wo ist Pfarrer Hausner?«

Nach wenigen Tagen verebten die zornigen, die beleidigten und die enttäuschten Stellungnahmen. Stille breitete sich aus – ärgerliche, betroffene Stille.

»Ach wißt ihr«, sagte der alte Reuker eines Tages beim Abendbrot, »er war kein schlechter Kerl.«

»Wer?« fragte sein Sohn René und legte eine Schinkenscheibe auf.

»Frag nicht so dumm! – Der Pfarrer natürlich.«

Eine Weile war es wieder still, bis auf die Kau- und Schluckgeräusche der Familie. Oma Sabine duckte sich leicht. Sie war evangelisch und hatte gelernt, daß ihre konfessionelle Mischehe immer dann gut funktionierte, wenn sie ihrem Mann bei gewissen Themen liebevoll zuhörte.

»Er war auch ein guter Pfarrer«, fuhr Reuker fort. »Jetzt merkt man's, wo er fehlt.«

»Hm.«

»Ich weiß es noch genau: Wir saßen unten in der Kiliansklausen, einige vom Seniorenclub und Hausner auch dabei. Irgendwo war ein Kind ›nebenher‹ geboren, und alle zerrissen sich das Maul über das arme Mädel; besonders laut und fleißig, weil sie wohl meinten, der Pfarrer sei ihnen dafür dankbar. – Der hörte sich das eine Weile an. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: ›Jetzt haltet aber mal den Rand! Es ist doch nicht aus Bosheit geschehn!‹ – Das war Pfarrer Hausner. Ich hab's ihm nicht vergessen.«

Enkel Simon rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

»Und im Zeltlager hatten wir einen Steine-Altar und darüber ein Dach gebaut, nur vier Pfähle und Blech. Einmal hat es furchtbar gestürmt und geregnet. Da hat er sich einfach auf das Dach gelegt und die Bleche festgehalten, über 'ne Stunde lang.«

Alle sahen ihn an. Die Geschichte hatte er nie erzählt. Vielleicht war sie auch nur gut erfunden.

Jetzt meldete sich auch Katja zu Wort. Seit gut einem Jahr war sie sonntags nicht mehr in die Kirche gegangen. »Ich find 'nen Pfarrer, der das alles nicht mehr glaubt, eigentlich ganz cool.«

Reuker junior nickte unbedacht, denn ein ähnlicher Gedanke war ihm auch gerade durch den Kopf gegangen. Natürlich hatte er sich unter Kontrolle und sprach so etwas nicht ungeschützt aus. »Wenn ich ehrlich bin«, sagte er jetzt, »gezweifelt habe ich auch zuweilen. Jeder Mensch hat – wie soll ich sagen – Blackouts, manchmal ...«

»Des Glaubens Bestes ist der Zweifel.« Der alte Reuker wußte nicht, wo er das gelesen hatte, aber er hatte es irgendwo gelesen.

Sein Sohn wurde mutiger. »Also ganz ehrlich: Ein Pfarrer, der zugibt, daß er Zweifel hat, ist gar nicht so uneben. Der ist mir eigentlich lieber als einer, der auch zweifelt, aber so tut, als wär' nichts.«

»Genau!« bestätigte Katja.

Kaplan Leske

stand am Fenster und beobachtete eine Spinne, die damit beschäftigt war, ein neues Netz zu knüpfen. Die Tragseile waren schon ringsum gespannt und an Fensterbank und Mauerwerk befestigt. Jetzt ging es darum, die einzelnen Segmente zu verstreben. Mit großem Eifer und Geschick turnte das kleine Tier von einer Nahtstelle zur anderen. Schritt für Schritt verringerten sich die Überlebenschancen der Mücken, Fliegen und Schmetterlinge, die demnächst in seine Nähe kommen würden.

Der Kaplan war unzufrieden. Das Glaubensproblem des Pfarrers hatte er lange Zeit nicht ernst genommen. Er hatte es für einen Trick gehalten, einen waghalsigen, der ihm sogar Respekt abnötigte, aber dann hatte auch er einsehen müssen, daß es um weit mehr ging. Was seinem Pfarrer widerfahren war, hatte eine eigene Dynamik bekommen, die ihn selbst massiv mit einbezog.

Nun gut: Zunächst hatte es ihn durchaus in eine positive Erregung versetzt. Plötzlich lief alles über ihn. Plötzlich war er zuständig. Die Leute nahmen ihn wichtig. Es blieb ihnen gar nichts anderes übrig. Auch der Generalvikar hatte ihm einen Brief geschrieben. Darin war die Rede von einer schwierigen Situation und großen Herausforderung, ganz zu schweigen von der enormen Verantwortung, die nun auf seinen Schultern lastete. Man sei aber zuversichtlich, daß er die Aufgabe meistern werde. Man werde auch nicht zögern, ihm rasch und unkonventionell zu helfen. Das setze natürlich voraus, daß er regelmäßig und genau Bericht erstatte, über die Vorgänge in der Gemeinde, das Verhalten der kirchlichen Angestellten usw.

Die Spinne hatte ein weiteres Teilstück ihres Netzes vollendet und wandte sich ohne zu zögern dem nächsten zu.

Die Berichte schrieb er, regelmäßig und genau. Die unkonventionelle Hilfe war bisher ausgeblieben. Hier schwelte eine gute Portion Verärgerung. Die Menge der Arbeit hatte sich schlagartig verdoppelt. Er fühlte sich benutzt. Nichts gegen die Seelennöte eines Mitbruders, solange sie nicht auf die Knochen anderer gingen, die sich einen solchen Luxus nicht leisten konnten.

Zwar war er nun der Adressat für alle die Gemeinde betreffenden Angelegenheiten, aber er hatte dann doch keine Freude mehr daran. Inzwischen ahnte er, warum. Die Leute schienen ihn gar nicht zu meinen. Sie blickten durch ihn hindurch, wenn sie mit ihm sprachen. Jedesmal verspürte er ein diffuses Bedürfnis, sich umschaun zu müssen, als stünde dort ein anderer, unsichtbar, aber sehr präsent und überlebensgroß.

Das Gefühl trog ihn nicht. Pfarrer Hausner war vorhanden, deutlicher denn je. Die Leute kamen mit seiner Abwesenheit nicht zurecht. Ihre Gedanken und Gespräche umkreisten ihn, ob sie wollten oder nicht. Er, Kaplan Leske, stand im langsam wachsenden Schatten eines Phantoms.

Seine Gedanken wurden unscharf. Die Spinne vollendete ihr heimtückisches Werk und zog sich in einen Winkel zurück. Hier erstarrte sie in geduldiger Erwartung der Dinge, die da kommen würden.